D IV 12
2178
2138
a
14

J. Penzel. del. et fec. 1789.

Novellen

von

C. A. Seidel.

Erstes Bändchen.

I. Charlotte Beaublanc.

II. Roderigo und Gioconda.

III. Beynahe eine Thorheit aus Wohlwollen.

Zweyte sehr vermehrte und stark verbesserte Auflage.

Bayreuth, 1798,

in der Lübeckischen Hofbuchhandlung.

I.

Charlotte Beaublanc.

Herr Elters hatte eine ziemlich ansehnliche Tabaksfabrik, in welcher er täglich gegen vierzig Menschen beschäftigte. Er wußte, was es eigentlich heiße, durch Arbeit und Fleiß zu Vermögen gelangen; aber er behauptete auch: daß Arbeit und Fleiß mit Glück begleitet seyn müßten, wenn sie die gehörige Frucht tragen sollten, und daß es mit dem Glück eine ganz eigne Sache sey. Sein Anfang war klein gewesen; er hatte sich in einer kleinen Landstadt etablirt, und hatte mit einem Quersacke über die Schultern mit Lebensmitteln, zu Fuße neben dem Fuhrwagen, der eine Kiste mit gemeinem Tabak von ihm geladen, die Jahrmärkte und Messen bezogen.

Wenn man sich darüber wunderte — war davon die Rede — wie er es eigentlich angefangen, daß er sich so heben konnte, so erwiederte er gewöhnlich: er wisse das Wie?

 eigent=

eigentlich selbst nicht anzugeben; indessen habe er es sich zur Regel gemacht, fleißig zu beten und noch fleißiger zu arbeiten, und nie so viel auszugeben, als er verdiene, damit jeden Tag ein Pfennig zur Noth, für unvorherzusehende Unfälle und zur Unterstützung verunglückter Armen übrig bleibe, und so sey dann immer Eins aus dem Andern gefolgt.

Seitdem Herr Elters seine Tabaksfabrik angelegt hatte, gieng er alle zwey Jahre nach Amsterdam, und nannte diese Reise seine große Geschäftsreise. Er hatte aber auch in jedem Betracht nicht unrecht, daß er diese Reise groß nannte, theils weil er wirklich große Geschäfte machte, theils aber auch weil Amsterdam von seinem jetzigen Wohnorte gegen achtzig Meilen entfernt war. Auch habe ich mich ganz angemessen ausgedrückt, wenn ich sagte: er gieng nach Amsterdam; denn größtentheils machte er seine Reise zu Fuße und nur unterweilen bediente er sich des gewöhnlichen Postwagens einige Stationen,

wenn er sich erholen wollte. In der Folge machten ihm Frau und Kinder sehr lebhafte Vorstellungen gegen diese Art zu reisen; allein er blieb auch dann noch bey seiner Gewohnheit, da er hätte seinen erwachsenen Sohn für sich reisen lassen können, wenn es ja gereißt seyn mußte und nicht schriftlich abgethan werden konnte.

„Laßt mich doch bey meinem Hergebrachten,“ sagte er lächelnd bisweilen auf die Vorstellungen, „die Sache wird sich zeitig genug von selbst heben, wenn ich nicht mehr kann. Laßt die zu Wagen und zu Pferde reisen, die ihren kleinen Geschäften dadurch ein großes Ansehen zu geben glauben.“ Bisweilen sagte er aber auch: „warum soll ich nicht dahin wallfahrten, so lange ich kann, woher ich die Grundlage zu meinem Wohlstande geholt habe, und glaubt mir, meine Handelsfreunde sehen ihren hoog duitschen Vrind gern kommen: es ist ihnen allemahl ein Fest.“

Einst auf seiner Rückreise aus Holland hatte er kaum den halben Weg zurückgelegt, als er bey einem falschen Tritte sich den Fuß verrenkte, so daß er mit Mühe das nächste Dorf erreichen konnte. Zu seinem Vergnügen erfuhr er, daß dieselbe Nacht der Postwagen durchgehe. Da er keinen Wein haben konnte, ihn warm um seinen Fuß zu schlagen, so nahm er Essig, um sich einige Linderung zu verschaffen. Der Postwagen kam erst nach Mitternacht; er konnte ziemlich wieder auf seinen Fuß treten, und wäre nicht ein heftiger Regen eingefallen, der ihn schlüpfrigen und unsichern Weg befürchten ließ, so hätte er vielleicht seinen Vorsatz mit dem Postwagen geändert.

Es war um die Mitte May und eine sehr kalte Nacht. Als Elters in den Wagen steigen wollte, hörte er, daß Jemand stark frohr und mit den Zähnen klapperte. „Eine gute Erinnerung,“ sagte er, „daran hätt' ich nicht gedacht! Schwager, laß dir ein Paar

Bund Stroh geben," rief er dem Postillon zu, „wenn's Tag ist und du wieder anhältst, will ich dir's vergüten!" —

„Ei! ei!" fuhr er fort, da er bey der Laterne bloß eine weibliche Figur auf dem Postwagen wahrnahm, neben welche er sich setzte, „Sie frieren heftig! vermuthlich haben Sie sich auf eine so kalte Maynacht nicht gefaßt gemacht!"

Eine reine volltönige weibliche Stimme entschuldigte sich in französischer Sprache, daß sie der deutschen nicht kundig sey.

„Darum dürfen wir die Stummen eben nicht spielen," erwiederte Elters, „ich radebreche zwar im eigentlichen Verstande das Französische; allein das Verstehen überlaß' ich Ihnen; Sie werden's schon errathen, was ich sagen will; und wenn wir mit einander sprechen, so denken wir nicht so lebhaft daran, daß wir frieren."

Der Postillon brachte Stroh. „Nun wollen wir die Bank ausheben, das Stroh auf-

lockern und uns wie Mäuse eingraben," sagte Elters, „und ich denke, es soll wenigstens Etwas besser seyn, als wenn wir da oben frey sitzen, wie auf einem englischen hochnothpeinlichen Halsgerichtskarren."

Als es Tag wurde, bemerkte Elters in seiner Nachbarinn ein junges Mädchen, dessen hohe Mine eben so vielen Eindruck auf ihn machte, als ihr reiner, gesunder Verstand, den er in ihrer Unterhaltung gefunden hatte.

„Nehmen Sie es nicht für Zudringlichkeit," sagte er mit einer Verwunderung, die Zutrauen erregte, „wenn ich mein Befremden darüber äußere, daß ich mit Ihnen auf einem deutschen Postwagen zusammen treffe. Ich kann mir dieß nicht ohne eine ganz eigne Ursache denken, und Sie werden es am besten wissen, ob Sie die Neugierde eines Unbekannten befriedigen können. Bin ich im Stande, Ihnen einen Dienst zu erweisen, so setzen Sie alle Umständlichkeit bey Seite."

„Al-

„Allerdings eine ganz eigne Ursache,“ erwiederte die Fremde mit niedergeschlagenen Augen und einiger Schaamröthe, „jedoch ist sie so ungewöhnlich nicht. Der Verlust meiner Eltern nöthigt mich, mein Fortkommen außer meinem Vaterlande zu suchen. Vielleicht tadeln Sie meinen Ehrgeitz; meine Eltern lebten in einem Wohlstande, wie wenige in meiner Vaterstadt; ich werde mich im Auslande keiner Unterwürfigkeit und keiner Arbeit schämen, aber in meiner Vaterstadt — —“

Sie hielt inne und forschte mit ihren großen dunkelblauen Augen in seinem Blicke, ob er ihr beyfallen, oder sie tadeln werde.

Elters. Und wohin gedenken Sie?

Fremde. (Zuckt mit den Achseln.) Ich habe keine Bestimmung.

Elters. Desto schlimmer für ein junges Frauenzimmer! Aber doch Empfehlung haben Sie irgend wohin?

Die Fremde. Ja! — Nein! — warum sollt' ich Ihnen meine eigentliche Lage geheim halten?

Elters. Also gedenken Sie so gerade in die Welt hinein auf gut Glück?

Die Fremde. Sie verdenken mir das? — Die Umstände müssen mich entschuldigen — und wenn ich es in mir fühlte, daß ich das Wagestück, wofür Sie es zu halten scheinen, unternehmen könnte? Nur dann mißlingt ein Unternehmen, wenn unsere Kräfte zur Ausführung nicht hinreichend sind!

Elters. (Mit dem Kopfe schüttelnd, lächelnd) Ich glaube nur, wir verrechnen uns in nichts so sehr, als in unsern Kräften, und vergessen jedesmahl die Probe zu machen. Wir nehmen den Endzweck als Facit an, und übersehen die Brüche, die im Exempel vorkommen.

Die Fremde. Das hab' ich bereits aus der Erfahrung — —

Einige Thränen stürzten der Französinn aus den Augen bey diesen Worten, welche sie zwar zu verbergen suchte; allein Elters hatte sie zu genau in's Auge gefaßt, als daß sie ihm entgehen konnten.

Elters. (Nach einer Pause.) Freylich, freylich ist das Menschenleben voller Brüche! Indessen die Auflösungszahl liegt auch in dem Menschen, und sie haben das Gute, daß sie Kräfte entwickeln, die außerdem unnütz und ungebraucht im Menschen versauern würden. Ich sage immer: nichts von Ungefähr und ohne Ursache und Endzweck; ich habe das überall in meinem Leben erfahren und Sie werden's auch erfahren, gute Mademoiselle, wenn Sie hübsch aufmerksam auf ihrer Lebenspilgerschaft seyn werden. Viele Menschen, wenn ich nicht sagen soll die Meisten, leben freylich in den Tag hinein, ohne darauf zu merken, wie alles so genau zusammenhängt, wie ein Glied in dem andern an einer Kette. Zwar sehen wir den Zusammenhang

hang nicht immer genau; wir vermissen oft Glieder und da scheint so manches Zufall; aber in der Folge offenbart sich's immer, wie es mit dem andern zusammenhieng. Dieß ist die Vorsehung, Mademoiselle, und wenn wir uns einmahl von diesem Zusammenhange überzeugt haben, dann lebt sich's ungleich leichter, wenn uns Unannehmlichkeiten treffen, weil wir den Trost in der Ueberzeugung finden, daß alles unter einer sichern Leitung steht, die festen Grund und Absicht hat. Wollen Sie mir Ihren Nahmen sagen? Vielleicht kann ich Ihnen eine Adresse geben, wo Sie wenigstens vorerst eine gute Aufnahme finden werden, bis sich bessere Aussichten für Sie öffnen.

Die Fremde. Mein Nahme ist — ich heiße Charlotte Beaublanc —

Elters. Vorerst fahren wir noch etliche Stationen mit einander, dann setz' ich meine Reise wieder zu Fuße fort; ich will Ihnen

dann Ihre Reiseroute bestimmen und eine Adresse geben.

Die Französinn dankte ihm verbindlich und nahm seinen Antrag mit Vergnügen an.

Elters hatte in aller Stille einen Plan entworfen. Mademoiselle Beaublanc dauerte ihn, daß sie so ganz dem Gerathewohl überlassen seyn sollte. „Hast du nicht Mädchen?“ dachte er bey sich selbst; „Euphrosine ist der Zucht entwachsen; aber Marie, Egidie, Amalie! die erste hat noch nicht eilf Jahre und die letzte kaum achte; o die brauchen Zucht die Menge! wohlan, man kann's ja versuchen! — Und schlägts ein, nun so hab' ich wieder einen Beweis, daß in der Welt nichts von Ungefähr kommt; ich verrenke mir den Fuß, daß ich mit dem Postwagen zu fahren genöthigt bin, um für meine Mädchen eine Erzieherinn zu finden.“

Das Sonderbarste bey der Sache war, daß Elters eigentlich gegen die Erziehung durch Französinnen war und sehr oft mit Wärme

me darzuthun gesucht hatte, daß meistens mehr nicht davon zu erwarten sey, als daß den deutschen Mädchen französische Thorheit eingeimpft werde, die lauter wilde Ranken und keine Früchte treibe. Er lächelte selbst darüber, als er reiflicher nachdachte; allein er wußte es auch zu entschuldigen. Er fand Mademoiselle Beaublanc gar nicht dem gewöhnlichen Schlage ähnlich; sie war ihm so gesetzt, so verständig, verrieth nicht den mindesten Leichtsinn und alles was sie sagte, war ihm überdacht und verrieth Geübtheit nach Grundsätzen zu urtheilen und zu handeln. Er wußte freylich nichts näheres von ihrem Schicksale; sie konnte eben so leicht, wie so manche französische Erzieherinn in Deutschland, seit der Zeit, als sie zum guten Tone und feinem Geschmacke unentbehrlich gefunden wurden, durch ein Verbrechen aus ihrem Vaterlande vertrieben worden seyn; allein alles dieses jetzt zu untersuchen, hielt er zur Unzeit, weil er Neigung fühlte, eine gute Handlung

aus-

auszuüben. Was ihr eigentliches Schicksal betraf, dazu konnte sich in der Folge Gelegenheit genug finden, es zu erfahren, wenn er ihr Vertrauen erst gewonnen, und was ihren moralischen Werth anlangte, so mußte sich dieser von selbst offenbaren, und dann hatte er sich ja zu nichts anheischig gemacht.

In einer kleinen Stadt trennte sich Elters von seiner Reisegefährtinn; sie mußte hier einen ganzen Tag stille liegen und die Post abwarten, mit welcher sie an ihre neue Bestimmung gehen konnte. Elters gab ihr einen Brief an seine Frau, im Fall sie eher eintreffen sollte, als er, und wunderte sich, daß sie weder nach seinem Nahmen fragte, noch nach der Madame Elters, und in welcher Rück- und Absicht er sie dieser empfohlen habe. Es schien ihm, als sey sie nicht gesonnen, von seiner gutgemeinten Absicht Gebrauch zu machen; jedoch unterdrückte er diesen Argwohn, um nicht das Ansehn zu haben,

als wolle er ihr seinen guten Willen aufdringen.

In der That versprach sich auch Mademoiselle Beaublanc sehr wenig von seiner Empfehlung, und was sollte sie sich auch von dem Anerbieten eines Mannes versprechen, der zu Fuße reisete, und sich bloß des Postwagens bediente, weil er sich den Fuß verrenkt hatte — der in seinem Aeußern sehr wenig versprach und nicht einmahl einen Mantel gegen die Kålte bey sich hatte; der nichts von seinen Angelegenheiten, von seiner Familie, von sich selbst gesagt hatte? — Bey dem allen aber war ihr doch die Empfehlung lieb, da er sie ihr auf eine wohlwollende Art angebothen und in seinem ganzen Betragen sich als einen gesetzten und gutdenkenden Mann gezeigt hatte, und sie war zufrieden, wenn sie in der Madame Elters eine eben so gutdenkende Person fånde, die wenigstens in der Verfassung seyn mußte, ihr vorerst einigen Unterhalt zu verschaffen, weil er ihr außer-

ßerdem keine Adresse an sie gegeben haben würde, da er sich ihr in jeder Aeußerung als ein konsequenter Mann gezeigt hatte.

Beaublanc langte erst den Tag nachher an, als Elters bey den seinigen wieder eingetroffen war. Er hatte seiner Frau nichts von seiner Empfehlung gesagt und zwar aus leicht zu errathendem Grunde; er wußte ja nicht, wie noch die ganze Sache ausfallen würde. Beaublanc erkundigte sich, als sie vom Postwagen stieg, sogleich nach der Wohnung der Madame Elters und nahm den ersten besten, der ihr kleines Bündel trug und sie hinführte. Ihre Hoffnung stieg, da ihr deutscher Führer, der unterweges viel erzählte und fragte, ohne daß sie ihn verstand, auf ein großes Haus zeigte, welches ihr in der ansehnlichen Straße das größte zu seyn schien. Auf der Treppe kam ihr die jüngste Tochter Amalia entgegen, die kaum hörte, daß Mademoiselle zu ihrer Mutter wolle, als sie mit kindlich unschuldiger Freundlichkeit mit

ihr umkehrte, und sie zu ihr in die Stube führte.

Beaublanc entschuldigte sich auf die bescheidenste Art und überreichte ihre Empfehlung. Frau Elters lächelte, als sie an der Adresse ihres Mannes Hand erkannte, erbrach stillschweigend den Brief und las:

Liebe Lene!

Hier schicke ich dir ein unglückliches französisches Mädchen, das sich von deutschem Brote nähren will. Ich habe so etwas an ihr gefunden, was mir gefällt; sieh du nun zu, ob es unsern Forderungen zu einer guten Erziehung entspricht, und dann können wir ihr schon Brot geben. Das übrige mündlich.

Frau Elters konnte nicht begreifen, warum ihr Mann noch nicht mit ihr davon gesprochen hatte. Sie bewillkommte die unglückliche Französinn sehr freundlich und schickte Amalien fort, einige Erfrischung zu besorgen und trug ihr zugleich auf, ihren Vater herzuschicken, weil sie sogleich nicht eigentlich

wußte

wußte, in wiefern sie sich mit der Fremden einlassen sollte.

Wie sehr ward aber Mademoiselle Beaublanc überrascht, als Elters in häuslicher Kleidung hereintrat. Sie stand auf und wollte sich entschuldigen; allein Elters unterbrach sie: „lassen Sie das!“ sagte er zu ihr, „ich habe Sie einem braven Weibe empfohlen und bloß auf Sie wird es ankommen, wie lange Sie bey uns bleiben wollen. Ich habe drey Mädchen, denen Sie zur lehrenden Gesellschafterinn dienen können; ruhen Sie nur erst aus, machen Sie sich in meiner Familie bekannt, und haben Sie dann Lust dazu, so können Sie sich von meiner Frau so gewisse Verhaltungsregeln sagen lassen, die wir uns bey der Erziehung unsrer Kinder zum Gesetz gemacht haben. Bleiben Sie einen Monat und länger noch bey uns; Sie behalten immer Ihre Freyheit zu thun, was Sie wollen. Finden Sie das ganze Verhältniß meiner Familie nicht wie Sie wün-

schen, so reden Sie frey: wir wollen dann sehen, wie wir ein schicklicheres Unterkommen für Sie finden.“

„Ich bin zu tief gerührt und zugleich beschämt,“ erwiederte Beaublanc, „als daß ich Ihnen auf Ihr menschenfreundliches Anerbieten die dankbaren Gefühle meines Herzens durch Worte ausdrücken könnte. Meine Erwartung wird zu sehr übertroffen; ich freute mich, daß sich mir unerwartet eine sichere Zuflucht darboth; — o ich bin — — (weint) der Himmel nimmt sich meiner an — führt mich in die Gemeinschaft der großmüthigsten Menschen — wie könnt' ich Ihnen auch mit Worten danken? — meine Handlungen sollen Ihnen beweisen, daß Sie Ihre guten Gesinnungen an keine Unwürdige verschwendeten.“

Auf diese Weise bekamen Elters jüngere Töchter unerwartet eine Französinn, und was ungleich mehr war, eine Freundinn und denkende Erzieherinn, die jede gute Anlage, die

sie

sie in ihren Zöglingen entdeckte, auf eine eigene Art zu beleben wußte, daß diese immer aus sich zu schöpfen, und durch sich selbst geschickter, besser und vollkommener zu werden glaubten.

Von dem Tage an suchte sich Beaublanc mit allen häuslichen Angelegenheiten, und mit Methode und Manier (denn jede Hausmutter und Hauswirthinn hat ihr Eigenes) der Frau Elters bekannt zu machen, und bat sie dann gelegentlich um Anweisung ihres Antheils. Ein Monat war bald vorüber und Beaublanc dachte an keine Aenderung. Die jüngern Mädchen hiengen an ihr wie Kletten, alles mußte sie lösen, entscheiden, schlichten, und mit nichts waren sie zufrieden, wozu sie nicht Wort und Beyfall gegeben hatte. Frau Elters entdeckte von Tage zu Tage mehr Vollkommenheiten an der unglücklichen Französinn; es war fast keine weibliche Arbeit, mit welcher sie nicht umzugehen wußte, und ihre Geschicklichkeit in den feinern Arbeiten, ihre

Kenntnisse, ihre Wissenschaften verriethen keine gemeine Erziehung und Bildung. Oft wa Frau Elters neugierig ihr Schicksal näher zu wissen; allein da sie bemerkte, daß sie jedesmahl ablenkte, wenn sie darauf einzuleiten suchte, so unterdrückte sie die Neugierde, um eine noch nicht geheilte Wunde nicht wieder aufzureissen.

So zufrieden die Eltersche Familie mit Mademoiselle Beaublanc war, so zufrieden war auch diese mit jener. Sie ward nicht nur als Freundinn vom Hause angesehen, sondern als Kind behandelt, und in kurzer Zeit hatte sie eine kleine weibliche Garderobe, nicht an Flitterstaat, sondern an soliden weiblichen Bedürfnissen, die sie nicht unter dem Arme hätte nach dem Postwagen tragen können. Und alles, was sie erhielt, gab man ihr auf eine so wenig fühlbare Art, daß sie es kaum bemerkte, in welchem Verhältnisse man gab, und bewieß dadurch, daß man die große Kunst zu geben verstehe: denn sicher ist es

leichter zu nehmen, als zu geben. Dadurch nahm die Zufriedenheit auf Achtung und Liebe gegründet mit jedem Tage zu, und erhielt sich ganzer Sechs Jahre unverändert.

Nur drey Eltersscher Töchter habe ich erwähnt, er hatte deren aber viere und einen Sohn. Er lebte in der zweyten Ehe; die drey Töchter, wovon nach Verlauf der angegebenen sechs Jahre die älteste siebenzehn und die jüngste vierzehn Jahre alt war, waren aus dieser und der Sohn und eine Tochter, die jetzt bereits verheirathet war, waren aus der ersten Ehe.

Erasmus (der Nahme des Sohnes) hatte bereits sein dreyßigstes Jahr zurückgelegt und der Vater hatte ihm in den letzten Jahren sehr angelegen, daß er heirathen möchte. Dieß hatte Erasmus in seinem ein und zwey und zwanzigsten Jahre thun wollen und hatte sich auch ein junges liebenswürdiges Mädchen, das eine Mitgabe von circa 15,000 Thalern zu erwarten hatte, bereits ausersehen. Der Va-

ter hatte nichts gegen die Wahl, aber alles gegen die Heirath; sein Sohn war ihm noch zu jung und er bestand darauf, daß er wenigstens sein fünf und zwanzigstes Jahr abwarten müsse. „Eigentlich,“ sagte er, „sollte keiner vor seinem dreyßigsten Jahre heirathen, bis er die Weisheitszähne bekommen hat; denn das Hausregiment und die Vaterschafft ist nicht Jünglingssache und vor dem dreyßigsten Jahre gelangt selten einer zu festen Grundsätzen und zu einem festen Karakter.“

Elters hatte bey seinen Kindern alles Ansehen eines Vaters; er hatte es nicht nöthig Macht und Gewaltsprüche anzuwenden; es war genug, wenn er seine unmaßgebliche Meinung sagte und seine Gründe anführte. Erasmus suchte also seine Einwilligung nicht zu ertrotzen, sondern zu erschmeicheln und glaubte seinem Ziele nach Verlauf von anderthalb Jahren ziemlich nahe zu seyn, als sich bey seiner Geliebten alle Anzeigen einer

unheil=

unheilbaren Auszehrung äußerten, woran man bisher immer gezweifelt hatte, und die auch nach einigen leidenvollen Monaten den Faden ihres Lebens an den Faden des Todes knüpfte.

Die Zeit heilte zwar diese tiefe Wunde; allein Erasmus schien alle Neigung zum Heirathen verlohren zu haben; wenigstens entschuldigte er sich in den beyden letztern Jahren damit, wenn ihm sein Vater zuredete, ihm eine Tochter zu geben und seinen eignen Heerd anzulegen. Der Vater lachte über die Entschuldigung. „Keine Neigung?“ sagte er, „du irrst mein Sohn! das glaub' ich dir wohl, daß deine Neigung nicht mehr die ist, die sie im zwanzigsten Jahre war; allein die ist einer Strohflamme gleich, die bald verlodert. Mit meinem zwanzigsten Jahre hätte ich lieber ein halb Dutzent Weiber genommen und das ist vielleicht auch bey dir so gewesen; nun aber der gesetzte Mann seine Rechte zu behaupten anfängt, nun deine

Denkungsart Festigkeit gewinnt, nun bedenkst du dich bey einer. Uebereile dich nicht; aber willst du eigentlich wissen, was Mensch und menschlich seyn heißt, so mußt du heirathen! nur die Ehe macht menschlich und führt allein zum Genuß des Lebens."

So viel indessen Elters für die Ehe anführte, und so wenig ihn sein Sohn widerlegte, so blieb doch alles ohne Erfolg, und Elters war am Ende unzufrieden mit seinem Sohne und dieser ward mißmuthig, verschlossen und in sich gekehrt.

„Was soll am Ende daraus werden," sagte Elters einst zu seiner Frau in der Abenddämmerung, welche er gewöhnlich bey ihr zubrachte und mit ihr Familienangelegenheiten überlegte, „wenn Mus in seiner Schwermuth so fortfahren will? Ich sehe so gerne lauter heitere Gesichter um mich herum und von ihm erhalt' ich keine freundliche Mine. Ich werde dich über ihn schicken und richtest

du

du auch nichts mit ihm aus, so mag er auf Reisen gehen und sich zerstreuen."

Diese Ueberlegung mußte indessen für dießmahl verschoben werden, weil Mademoiselle Beaublanc mit bescheidener Entschuldigung hereintrat.

„Ich habe ein Anliegen," sagte sie darauf, „dessen ich mich entledigen muß, wenn mein Gewissen nicht mein Herz mit Undankbarkeit brandmarken soll, und ich wählte mit Fleiß diese Stunde, weil ich weiß, daß Sie sich in derselben gewöhnlich von allen Geschäften frey zu machen suchen."

Elters. (Reicht ihr die Hand.) Setzen Sie sich zu uns, liebe Charlotte, und lassen Sie Ihr Anliegen hören.

Beaubl. Ich habe nun über sechs Jahre alle Beweise Ihres großmüthigen menschenfreundlichen Herzens genossen —

Elters. (Unterbricht sie lächelnd) Die Einleitung ist feyerlich. Was Sie bey uns genossen, haben Sie durch Ihr tadelloses Betra-

tragen verdient! Oder soll ich Ihnen auch eine Lobrede halten?

Beaubl. Ich habe mich bemüht, Ihren Beyfall zu erhalten; allein —

Elters. Ihr Anliegen, liebe Charlotte, und über das Vergangene wollen wir keine weitläuftige Berechnung anstellen: genug, wenn wir mit uns darüber zufrieden sind!

Beaubl. Ich weiß es wohl, daß wahre Großmuth ihre Handlungen nie hoch in Anschlag bringt —

Elters. Ihr Anliegen, das Sie so sehr auf dem Herzen drückt, wünsch' ich zu erfahren, um zu sehen, ob ich den schweren Stein abwälzen kann.

Beaubl. (Mit niedergeschlagenen Augen, aus welchen sich einige Thränen herausstehlen) Ihre Töchter haben nun die Jahre erreicht, daß meine Aufsicht unnöthig ist, und in allen häuslichen Angelegenheiten wissen sie ihrer vortreflichen Mutter so an die Hand zu gehen, daß ich mich überflüssig sehe. Ich läugne nicht,

daß

daß es mir sehr schwer wird, mich von einer so liebenswürdigen Familie zu trennen, in deren Schooß ich mein unglückliches Schicksal fast vergessen habe; aber die Dankbarkeit ist mir eine zu schöne, zu heilige Pflicht, als daß ich sie durch Mißbrauch großmüthiger Herzen entweihen könnte. Lassen Sie mich also ein anderes Unterkommen suchen und heilig versichre ich Sie, daß ich Ihnen ewig mein Herz zum Dankaltar geweiht habe.

Elters. Ein neuer unerwarteter Auftritt! Was geht Ihnen bey mir ab, liebe Beaublanc?

Beaubl. Können Sie mich einer solchen Versündigung zeihen, lieber Herr Elters? — Haben Sie nicht überall Vatergüte an mir bewiesen?

Elters. Wenn das wahr ist, warum wollen Sie fort?

Beaubl. Weil ich mich durch Mißbrauch dieser Güte zu versündigen fürchte.

Elters. Nun vor dieser Sünde können Sie ruhig schlafen.

Beaubl. Das kann ich schon lange nicht mehr und werde es nicht eher können, als bis ich mich in einem neuen Wirkungskreise befinde und mit Dankbarkeit mich jeden Augenblick an Ihre großmüthige Aufnahme und noch großmüthigere Behandlung und Erleichterung meines Schicksals erinnere.

Elters versprach ihr Anliegen in Ueberlegung zu nehmen, dachte aber nicht wieder daran, weil er es für eine kleine weibliche Grille hielt, bis sie ihn nach Verlauf von acht Tagen wieder daran erinnerte und mit ängstlicher Zudringlichkeit darauf bestand ein anderweitiges Unterkommen zu suchen.

„Heißt das nicht die Delikatesse zu weit treiben, Charlotte?“ fragte endlich Elters mit einer etwas ernsthaften Mine.

„Ich fürchte ihren Tadel,“ antwortete Beaublanc, aber meine Ruhe hängt davon ab.“

„Dann freylich," erwiederte Elters, „ist es eine andere Sache; ich achte die Ruhe des Menschen zu hoch, als daß ich sie ihm auf irgend eine Weise verkümmern sollte; sie macht ja einzig allein sein Glück hienieden aus. Aber dann — (faßt sie scharf in's Auge) Charlotte, argwohne ich eine andere Ursache; beruhigen Sie mich hierüber, ob sie in Jemanden von den Meinigen liegt und verlassen Sie sich auf meine Verschwiegenheit."

Beaublanc erröthete und verhüllte das Gesicht ins Tuch, ohne zu antworten.

„Ich habe also den rechten Punkt getroffen?" fuhr Elters fort, „nun so werden Sie auch mich zu beruhigen suchen, und vielleicht — gelingt es mir, die Sache auf eine gute Art beyzulegen, ohne daß Sie dabey kompromittirt werden."

„Diese Aufklärung kostet mich unendlich viel," sagte Beaublanc nach einer kleinen nachdenkenden Pause; „allein bin ich Sie Ihnen nicht schuldig? — Eine Ausgleichung kann

nie

nie statt finden und ewig würde die Sache ein Geheimniß meines Herzens geblieben seyn, wenn ich nicht besorgen müßte, daß meine Beharrlichkeit, da Sie sich bey meiner angegebenen Ursache nicht beruhigen wollen, mich Ihnen der Undankbarkeit verdächtig machen könnte. Wollen Sie mir aber erlauben, daß ich Ihnen diese Aufklärung schriftlich gebe, und dabey auf Ihre unverbrüchliche Verschwiegenheit rechne?" —

„Sie haben meine Erwartung zu sehr gespannt, liebe Beaublanc," versetzte Elters, „als daß ich Ihnen so ganz gern einen Aufschub zugestehen könnte, und ein vernünftiges Frauenzimmer kann wohl immer so viel über sich gewinnen, eben das mündlich zu sagen, was es schriftlich sagen will. In Rücksicht meiner Verschwiegenheit tragen Sie kein Bedenken und seyn Sie versichert, daß ich alles zu Ihrer Befriedigung beytragen werde."

Nach einigen Ausflüchten und Wendungen gestand endlich Beaublanc, daß ihr der junge Elters in sehr lebhaften und nachdrücklichen Ausdrücken seine Liebe erklärt habe, und sich durch keine Vorstellungen beruhigen lassen wolle.

„Und Sie mögen ihn nicht leiden?“ antwortete Elters lebhaft.

„Erlauben Sie mir, lieber Herr Elters,“ erwiederte Beaublanc, „dieß kann bey mir die Frage nicht seyn. Ich werde das Verhältniß, in welchem ich mich gegen Sie und Ihre Familie befinde, nie aus den Augen setzen; glauben Sie, daß ich tief fühle, was ich Ihnen schuldig bin und ich würde mich als ein verworfenes Geschöpf ansehen, wenn ich je den Gedanken fassen könnte — —“

„Ei das billige ich sehr,“ versetzte Elters lebhaft, „ich muß Ihnen aber auch gestehen, hätte ich etwas der Art von meinem Sohne vermuthen können, daß ich ein solches Verfahren auch von Ihnen erwartet hätte.

Mein Sohn ist Kaufmann; er hat etwas von mir zu erwarten; allein dem ohngeachtet muß er sich nach einer reichen Frau umsehen. Freylich eine gute verständige Hauswirthinn, die ihren Geschäften mit Fleiß und Sorgfalt vorsteht und ihre Zeit nicht mit Putz und Leserey vertändelt, ist heut bey Tage ein treffliches Kapital; allein — Nun ich will die Sache überlegen, Mademoiselle Beaublanc; vorerst danke ich Ihnen für Ihre Aufrichtigkeit und ich werde gelegentlich dafür auf eine Weise erkenntlich seyn, daß Sie mit mir zufrieden seyn werden."

Schon den folgenden Abend nahm Madam Elters Mademoiselle Beaublanc mit in's Nebenzimmer, unter dem Vorwande, ihr etwas aufzutragen.

„Ich könnte mit Ihnen schmählen, liebe Lotte," sagte Madame Elters, „daß Sie mehr Zutrauen zu meinem Manne gehabt haben, als zu mir; indessen ich verzeihe es Ihnen, weil ich weiß, daß unser Geschlecht in

Angelegenheiten, wo es auf Rath und That ankommt, sich immer nach dem männlichen hinneigt; aber die kleine Rache müssen Sie mir gönnen, daß ich meinen Mann dazu vermocht habe, es mir zu überlassen, Ihnen unsern Plan in Rücksicht Ihres Unterkommens zur Ueberlegung vorzulegen. Ich glaubte immer, Sie sollten etwa mit einem braven Handelsdiener übereinkommen und sich mit ihm in Deutschland einen eigenen Heerd bereiten und mein Mann überlegte schon lange, wie und auf welche gute Art er Ihr Etablissement sichern wollte. Allein der Mann für Sie fand sich nicht, oder vielmehr Sie fanden ihren Mann nicht unter allen, die sich um Sie bemühten. Nun, liebe Lotte, freue ich mich, daß es nicht so kam, wie wir dachten; zwar würden Sie mir auch dann nicht Ihre Freundschaft entzogen haben; aber lieber ist es mir doch, daß Sie mit mir durch engere Bande vereinigt werden sollen. Geben Sie den Anträgen meines Stiefsohnes,

den ich so sehr wie meinen eigenen achte, Gehör — noch mehr, ich bitte für ihn und keine größere Freude können Sie mir gewähren, als wenn Sie mir den Auftrag ertheilen, ihn mit Ihrer Einwilligung eben so zu überraschen, wie ich zu meiner innigen Freude Sie überrascht sehe. Nehmen Sie von mir und im Nahmen meines Mannes die Versicherung, daß wir in Rücksicht des Geistes und Herzens uns keine würdigere Schwiegertochter wünschen könnten."

Da stürzte Beaublanc vor ihrer Freundinn nieder, verbarg ihr Gesicht in ihren Schooß und weinte laut.

„Erholen Sie sich, liebe Lotte," fuhr Madam Elters nach einer kleinen Pause fort, während der sie Charlotten, die ganz außer Fassung war, aufhob; „ich fühle mit Ihnen die heftige Erschütterung, in welcher ich Sie versetzt habe, und bereue es fast. Sie hätten sie sich ersparen können, wenn Sie mehr Zutrauen in mich und mehr Werth in sich

selbst

selbst gesetzt hätten. Oder versagten Sie mir darum Ihr Zutrauen, weil Sie sahen, in welcher Achtung ich bey meinem Sohne stehe? — Daß er aber so verschlossen gegen mich in dieser Angelegenheit gehandelt hat, dafür schenken S i e mir von nun an Ihr unbeschränktes Zutrauen und setzen Sie mich in den Stand, mich durch Großmuth an ihm zu rächen. Oder sollte sein stiller gutmüthiger Karakter keinen Eingang in Ihr Herz gefunden haben?“ —

„Um mein unbeschränktes Zutrauen bitten Sie, edle Freundinn?“ sagte darauf Beaublanc in der heftigsten Bewegung; „o was müßt' ich für ein elendes Geschöpf seyn, wenn ich Ihnen nicht mein ganzes Herz aufschließen wollte. O was habe ich gethan! — Ob ich den jungen Herrn Elters schätze? Ist wohl Ein Glied dieser liebenswürdigen Familie, das nicht jedem Unbefangenen Hochachtung abnöthigt? — Wie tief erniedrigt seh' ich mich vor Ihnen, edle Frau! Ich habe Ihr

großmüthiges Anerbiethen verwirkt. Von einer einzigen That hängt oft unser ganzes Schicksal ab. O zürnen Sie nicht — ich habe Sie durch Unwahrheit getäuscht. Ich stehe vor ihnen als eine Verbrecherinn. — Doch auch Ihrem edeln Gatten bin ich mein Geständniß schuldig; erlauben Sie mir, daß ich ihn zur Stelle rufe; es ist die gelindeste Strafe, die ich mir selbst auflegen kann!" —

Mademoiselle Beaublanc entfernte sich mit verhülltem Gesichte und ließ Madame Elters in der sonderbarsten Gemüthslage. In einigen Augenblicken erschien sie mit Herrn Elters; sie hatte ihn zu ihrem Bekenntniß unter Thränen und Schluchzen eingeladen und seine Erwartung in gleichem Grade, wie bey seiner Gattinn, gespannt.

„Richten Sie mich nach aller Strenge," hub endlich Beaublanc an; „ich habe Sie mit einer Unwahrheit getäuscht, allein — ein gewisses Inneres Gefühl sagt mir — Sie werden mich wenigstens nicht verachten.

Mein

Mein Vater war kein Lioner Kaufmann, der durch Prachtliebe sein Vermögen verschwendete und durch Unglücksfälle zu Grunde gerichtet wurde — ich bin keine gebohrne Französinn — ich suchte unter dieser Erdichtung mein Vergehen vor der Welt und vor mir selbst zu verbergen. Ich bin das Opfer der Verirrung meines Herzens und des leichtsinnigen Zutrauens. Ich traute den Schwüren eines Mannes, in welchem ich das Ideal zu finden glaubte, welches ich mir von dem Manne, den ich von ganzer Seele lieben sollte, gemacht hatte. O wie leicht ist das Mädchen geliefert, das einen Mann nach ihrem Ideale sucht! die Leidenschaft paßt das Ideal dem Manne und nicht den Mann dem Ideale an. Ich bin eine gebohrne Brittinn, und war sonst so stolz darauf, es zu seyn, daß ich mich nachher, da ich mich getäuscht sah, schämte es zu gestehen. Lord Carl Nothersdale ist mein Vater — o daß ich es wage, seinen Nahmen

zu nennen, da ich ihn durch Schande entehrt habe! Der Fürst von Y. hielt sich einige Zeit in London auf; er lernte mich kennen — die Geschichte meiner Schande ist kurz; aber dem ohngeachtet kostet es mich unendlich viel sie Ihnen zu erzählen. Er ist ein schöner Mann, dessen Aeußeres sehr viel verspricht. Er erklärte mir auf die ungekünsteltste Art seine Liebe; ich hatte viel von der deutschen Redlichkeit gelesen und gehört; seine Erklärung entsprach der geheimen Neigung meines Herzens, und — ich gestand ihm meine Gegenliebe. In England verbindet man mit einem deutschen Reichsfürsten keinen so großen Begriff; warum hätt' ich zweifeln sollen, daß meine Liebe mit der Ehe belohnt werden sollte? Auch dann gab ich keinem Zweifel Raum, als mir der Fürst erklärte, daß er nach der deutschen Reichsverfassung mich nicht sogleich für seine Gemahlinn öffentlich in seinem Fürstenthume erklären könnte, sondern vorher mit seinen Verwandten gehö-

rige

rige Uebereinkunft treffen und verfassungsmäßige Formalitäten beobachten müsse, weil außerdem meine Kinder von der Erbfolge ausgeschlossen seyn würden. Daß mich mein Vater mit dem Fürsten würde abreisen lassen, war nicht zu hoffen und ich leichtsinniges unerfahrnes Mädchen ließ mich bereden, ihn heimlich zu verlassen."

„Zu spät bereute ich diesen Schritt. Ich war noch nicht achtzehn Jahre, als ich mein Vaterland verließ. Der Fürst ließ mich auf ein Lustschloß bringen, und mit allem ausstatten, was meine Sinnlichkeit reitzen konnte. Aber ach! vergebens wartete ich auf den so sehnlich gewünschten Augenblick, in welchem meine Liebe durch's göttliche und menschliche Gesetz gerechtfertiget und geheiligt würde. Ich ward von Zeit zu Zeit vertröstet und mit Ausflüchten hingehalten. Meine Geduld ermüdete endlich; ich drang auf eine Endschaft und man weckte mich auf eine schreckliche Art aus meinem süßen Taumel,

indem man mir erklärte, gewisse politische Verbindungen machten die Ehe unmöglich; jedoch würde ich meine Liebe auch in Zukunft eben so wenig wie bisher zu bereuen Ursache haben. So hatt' ich zwey Jahre süß geträumt und erblickte bey meinem Erwachen in mir die Buhlerinn des Fürsten. Ich raufte mir die Haare und wollte vor Verzweiflung sterben. Der Fluch meines Vaters, den ich für alle Vatersorgen, für so manche durchwachte Nacht, für so manche Entsagung mit Undank belohnt hatte, ruhte schwer auf mir. Doch ermannt' ich mich wieder. Durch fruchtlose Thränen, durch Verzweiflung wird keine Schuld getilgt. Verächtlich blickt' ich auf Glanz und Flitter, der mich umgab. Mein Herz erhob mich über die Herabwürdigung, in welche meine truglose Liebe sich hatte verleiten lassen. Ich war getäuscht worden, aber zu edel fühlt' ich mich zur Buhlerinn. Ich will büßen, war mein ernstlicher Vorsatz und mich durch mich selbst über mein trauriges

Schick-

Schicksal erheben, welches ich mir aus Unerfahrenheit zugezogen habe. Ich war der französischen Sprache eben so mächtig, wie meiner Muttersprache und von der deutschen hatt' ich auch schon einige Kenntniß erlangt; dieß brachte mich auf den Plan, als Französinn ein Unterkommen zu suchen. Ich packte bloß zur Nothdurft Wäsche und Kleidung zusammen, nahm meine kleine Kasse zu mir, reißte auf's Gerathewohl, und die Vorsehung — — erlauben Sie, daß ich ausruhe — ich fühle mich erschöpft! — Wie könnt' ich mit einem gebrandmarkten Gewissen die Anträge eines redlichen Mannes anhören? — Entschuldigen Sie mich bey ihm, daß er meine abschlägigen Antworten, mein Stillschweigen — nicht für unedeln Eigensinn und Starrsinn auslegt. Ich bin ja gestraft genug — da ich mich eines rechtschaffenen Mannes unwerth fühle!" —

Charlotte entfernte sich; ihre Kräfte waren erschöpft, und Herr und Madam Elters sahen einander verwundert an.

„Ist das ein Mährchen?“ — sagte er endlich, und sie: „ich bewundre die Resignation des guten getäuschten Mädchens!“

„So wie ich sie kannte,“ fuhr Elters fort, „versprach ich Musen eine brave Frau —“

„Und nun meinst du,“ unterbrach sie ihn, „kann aus der Sache nichts werden?“

„Das kommt freylich auf Musen hauptsächlich an,“ sagte Elters; „aber wie leicht kann ihr offenes Geständniß in der Folge zum Eheteufel werden? Sie hätte es bey der Französinn lassen sollen!“

„Ihr Herz hat in ihrer Verirrung nichts verlohren,“ erwiederte sie, „und bey ihrer Besinnung gewonnen. Ich weiß nicht, ob man so viel von einem deutschen Mädchen erwarten kann!“

„Sie hat eine gute Probe bestanden,“ nahm Elters wieder das Wort, „das ist unläugbar. Wie gesagt, es kommt auf Musen an! Du hast die Sache einmahl übernom=

nommen; bring' ihm die Geschichte auf eine gute Art bey — warum er uns aber aus seiner Absicht ein Geheimniß gemacht hat?"

„Vielleicht," erwiederte sie, „weil Charlotte zurückhaltend war und seiner Hoffnung die Schwingen knickte."

„Ich bin an sie gewöhnt," sagte Elters, „und ich fühle nicht, daß sie durch ihre Erzählung bey mir verlohren hat. Ihre Geschichte kann ja ein Geheimniß der Familie bleiben! und sollte die Reihe guter Gesinnungen und Handlungen, die wir zu bemerken Gelegenheit gehabt haben, und wodurch sie sich unsern Herzen so werth gemacht hat, nicht einen Fehltritt der Jugend versöhnen? — Rede mit Musen!"

Madame Elters säumte nicht, sich ihres Auftrags zu entledigen und überraschte ihren Sohn, der seine Liebe noch für ein tiefes Geheimniß hielt, auf eine außerordentliche

Art. Er stammelte Entschuldigungen, die sie ihm aber zuvorkommend ungleich besser in den Mund legte, als er sie in seiner Verwirrung hervorbringen konnte, und sank schluchzend an ihren Busen, als sie ihm die Einwilligung seines Vaters versicherte, sobald nur die Bedenklichkeiten der Mademoiselle Beaublanc zu heben wären. Erasmus bath nun seine Mutter um ihren Beystand.

„Ich habe alles gethan," erwiederte sie, „und hatte die böse Absicht, dich für deine Zurückhaltung mit ihrer Einwilligung zu strafen; allein, leider! — sind ihre Bedenklichkeiten wichtiger als ich glaubte und so, daß ich sie nicht mißbilligen kann."

„Sie hat sich gegen Sie erklärt?" fiel ihr Erasmus in die Rede.

Madame Elters erzählte ihm nun mit aller Behutsamkeit die ganze Geschichte und äußerte ihre völlige Zufriedenheit mit Char-

lottens Betragen. Erasmus hörte ihr aufmerksam zu, ohne sie zu unterbrechen.

„Sie billigen Charlottens Betragen, gute Mutter?“ sagte er dann.

„Wie anders?“ erwiederte sie.

„Ich auch,“ fiel er ein, „und finde Sie um so hochachtungswerther. Sie hat sich meine Achtung und Liebe durch ihr hiesiges Betragen nach und nach erworben; ich liebe das Gegenwärtige, nicht das Vergangene und wenn ein Fehler dazu beygetragen hätte, daß so viele vortrefliche Eigenschaften des Herzens in ein helleres Licht gestellt wurden, sollten wir dann den Fehler nachtragen?“

„Nicht jetzt,“ erwiederte Madame Elters, „befürchtet Charlotte eine Nachrechnung, sondern in Zukunft, wenn die Leidenschaft erkaltet ist und das ungeblendete Auge alle die Vollkommenheiten vermißt, welche die Liebe erblickte.“

„Dieß könnte vielleicht bey dem Jünglinge statt gefunden haben,“ versetzte Erasmus, „indessen der Mann hat seiner Liebe Freundschaft zum Grunde gelegt. (Schnell.) Denken Sie nicht daran, liebe Mutter, daß Charlotte ihr Hauptbedenken zurückgehalten haben kann? Die Tochter eines Lioner Kaufmanns könnte freylich weniger Bedenken haben, als die Tochter eines engländischen Lords. Versichern Sie ihr meine fortdauernde Hochachtung, gesetzt auch, ich müßte mich meines einzigen und liebsten Wunsches auf immer begeben.“

Charlotte war einige Tage nicht wohl; die Geschichte hatte sie zu sehr erschüttert. Frau Elters bewies ihr mütterliche Sorgfalt und erst dann, als sie sich erholt hatte, brachte sie die Angelegenheit ihres Sohnes in Erwähnung. Charlotte blieb bey ihrer Entfernung stehen, ehe die Ruhe einer ihr theuern Familie noch mehr gestöhrt werde. Frau

Elters sprach mit Wärme für ihren Sohn und suchte seine Gesinnungen in dem vortheilhaftesten Lichte darzustellen. Charlotte ward tief gerührt; aber das schmerzte sie, daß Erasmus den Grund ihrer Resignation im Stolze auf ihre edle Geburt ahnden wollte.

Diese Beschuldigung machte Charlotten etwas nachgiebiger. Nach etlichen Tagen sprach sie Erasmus. Er erwähnte nichts von seiner Angelegenheit, wie sie besorgte; er eröfnete ihr seinen Entschluß, einige Zeit auf Reisen zu gehen und bath sie, vor der Hand sein väterliches Haus nicht zu verlassen. Diese Schonung rührte sie tief.

„Das ist zuviel!" rief sie außer sich; „würde ich mich nicht des Stolzes, des Eigensinns, der Halsstarrigkeit, der Undankbarkeit schuldig machen, wenn ich eine so uneigennützige Großmuth verkennen wollte? (Reicht ihm weinend die Hand.) O könnte ein ge-

fallenes Mädchen Sie mit Hand und Herz belohnen!“ —

„Das gefallene Mädchen,“ erwiederte Erasmus und drückte ihre Hand an seine Brust, „richtete sich an der Hand der Tugend wieder auf und erhob sich ihren ungefallenen Schwestern zum Vorbilde.“

II.

Roderigo und Gioconda.

Eine italienische Novelle.

I.

Mehrere Jahre seufzete Riccardo Bandini, ein Genueser Kaufmann, mit seiner holden Gattinn nach einem Pfande ihrer wechselseitigen zärtlichen Liebe. Nur dieß Einzige schien ihm zur Vollendung seines Glücks zu fehlen, da er, ohne eben reich zu seyn, doch vermögend genug war, allen Bedürfnissen des Lebens zu begegnen.

Welche Freude, da ihm endlich die Hoffnung aufblühte, seinen sehnlichen Wunsch in Erfüllung zu sehen! — Er sah ihn in Erfüllung; aber — er sah auch seine zärtlich geliebte Gattinn in den Armen des Todes.

Bandini würde untröstlich gewesen seyn, würde sich seinem Schmerze ganz überlassen haben, wenn ihn nicht die kleine Neugeburt daran erinnert hätte, daß sie nun seiner Hülfe und seines Beystandes um so mehr bedürftig wäre. Alle Sorgfalt und Liebe, der

Bandini fähig war, erhielt nun der kleine Roderigo; er war ihm Vater und Mutter.

Wenn körperliche Vollkommenheit und Schönheit gewisse Kennzeichen eines Kindes der Liebe sind, so war es bey dem kleinen Bandini keinem Zweifel unterworfen; und vielleicht, um mich eines solchen Bildes zu bedienen, hätte er Flügel an den Schultern und Köcher und Bogen gehabt, würde ihn Venus mit ihrem Sohne verwechselt haben.

Es war ein holder Knabe; Anmuth und liebliches Wesen lag in jedem Zuge seines Gesichts. Wer ihn sahe, liebkosete ihn; vom kleinsten Mädchen bis zum ältesten Mütterchen, alle drückten ihm die kleine weiche Hand, knippen ihm die vollen Wangen und küßten ihn gar zu gern.

Bandini freute sich und fühlte seinen Verlust von Zeit zu Zeit weniger, jemehr sein Liebling heranwuchs; und nichts stöhrte sein Vergnügen, als das Gefühl seines herannahenden Alters.

Die Erfahrung bestätiget es, daß es gewisse Menschen giebt, die leicht zu bilden sind. Jeder Eindruck haftet und was nur irgend zur Vollkommenheit dient, ist ihnen gleich so anschaulich und wird von ihnen leicht aufgegriffen. So war der Knabe Bandini, der vielleicht unter allen genuesischen Knaben seiner Zeit, an körperlichen und geistigen Vollkommenheiten der erste seyn mochte.

Bandini ward Jüngling und seine Ruhe litt, je älter er wurde. Er ward beneidet und scheelsichtig verkleinert, jemehr sich seine Talente entwickelten und jemehr sein Uebergewicht fühlbar wurde. Es ist ein Erfahrungssatz: je größer die Vollkommenheiten, je größer die Neidsucht. Bandini war mit dem Geiste der menschlichen Denkungsart zu wenig bekannt, als daß er eine solche Behandlung gleichgültig hätte ansehen können, weil er sich nicht bewußt war, daß er auf irgend eine Art dazu Anlaß gäbe. Allein der unerfahrne Jüngling wußte nicht, daß

seine Vollkommenheiten schon Anlaß genug waren und es noch mehr wurden, weil er sich bei jeder Gelegenheit bemühte, sie bemerkbar zu machen. Er wollte dadurch Ehre und Achtung erwerben und erwarb Neid und Verkleinerung.

Mehr noch litt aber seine Ruhe, als er den Werth des Standes und des Reichthums kennen lernte und die Vorzüge derselben genauer einsahe. Er ward beneidet und kränkte sich, und jetzt erregte die Neidsucht in ihm neue und heftigere Kränkungen, weil er an Stand und Reichthum andere nicht eben so übertreffen konnte, wie an körperlichen und geistigen Vollkommenheiten.

Der Vater Bandini sahe seinen Sohn schwermüthig und traurig und forschte nach der Ursache; allein dieser verbarg ihm das Wahre, vielleicht aus einem dunkeln Gefühle, das ihm die Ursachen als Schwäche vorstellte, die er sich zu gestehen schämte. Der Vater hofte von Zeit zu Zeit auf Aenderung seines

Soh=

Sohnes und wie sich diese nicht einfand, so ward auch er, dem sein Sohn alles war, schwermüthig und traurig.

Roderigo hatte sich dem Studieren gewidmet. Er sah sich als die Ursache der Schwermuth seines Vaters an, machte sich darüber bittere Vorwürfe, und doch hatte er nicht Kraft genug, sich von seinem Mißmuth loszureißen. Ehrsucht, Eitelkeit, Eigendünkel, oder wie man es nennen will, war so mächtig in dem Jünglinge, daß seine gute, und in gewissem Betracht helle Vernunft, doch viel zu schwach dagegen war. Der Knabe, der alle Knaben übertroffen hatte, wollte auch als Jüngling alle Jünglinge übertreffen. Im Wirkungskreise des Knaben war es leicht Befriedigung zu finden. Der Knabe war glücklich, theils durch die Eingeschränktheit seines Denkvermögens, theils durch die Achtung und Ehre der Aeltern, die ihm den Neid der Knaben nicht fühlen ließen oder doch in größerem Maaße schadlos hielten. Der

Jüngling hingegen kam ins Gedränge, so wie sich sein Wirkungskreis erweiterte. Der Jüngling, der als Knabe alles zu übertreffen gewohnt und als der einzig geliebte und geehrte geachtet worden war, forderte das als gewohnten Tribut, fand Verweigerung und sehr viel, was er nicht übertreffen konnte, und seine Ruhe ward untergraben.

Wie also Bandini sich zu schwach fand, in Genua seine Zufriedenheit wieder herzustellen, so nahm er sein Studieren zum Vorwande und bat seinen Vater um Erlaubniß und Unterstützung, daß er einige Jahre in Pavia zubringen könnte.

2.

Jezt war der Jüngling Bandini ungefähr sechszehn Jahr alt. Sein Vater trug Bedenken, ihn noch so jung von sich zu lassen und suchte ihn aus mancherley Gründen, wenigstens noch ein Jahr zurück zu halten.

Ban=

Bandini liebte seinen Vater eben so sehr, als er von ihm geliebt wurde und daher konnte, vermochte er es nicht, den liebreichen Vorstellungen und Bitten seines Vaters geradezu entgegen zu handeln. Indessen gab er doch auch nicht ganz nach; wenn ich abreisen dürfte: war sein beständiger Wunsch.

„Ist Dir Dein Vater gleichgültig worden, daß Du ihn so gern verlassen willst?“ fragte dann der zärtliche Vater.

Der Sohn. Bey allen Heiligen! — Mein Vater, Sie kränken mich, wenn Sie in meinem Herzen Gleichgültigkeit finden wollen. Ich liebe Sie mein Vater. (Zärtlich küßt er ihm die Hand.)

Der Vater. Aber mein Sohn, die Unruhe? — Du liebst Deinen Vater und verheimlichst ihm die Ursache Deiner Unzufriedenheit?

Der Sohn. Die Ursache meiner Unzufriedenheit! — Ich kenne sie selbst nicht; ich weiß ihr keinen Nahmen zu geben; aber —

so viel fühle ich, in Genua find' ich meine Ruhe nicht wieder.

Der Vater. Auch nicht in der Liebe Deines Vaters, dem du alles bist?

Der Sohn. O mein Vater! —

Der alte Bandini gab sich alle Mühe, seinem Sohne das Geheimniß zu entlocken; allein er vermocht' es nicht. Er schloß endlich auf eine unglückliche Liebe: denn wie konnte er darauf fallen, daß sein Sohn sich dem Mißvergnügen und der Unruhe Preis geben sollte, weil er nicht von höherm Stande und nicht reich war? Er willigte endlich in seine Abreise, weil er hoffte, daß die Entfernung von Genua das beste Heilmittel seyn könnte.

Roderigo widmete in Pavia seine meiste Zeit dem Studieren, und erwarb sich durch seinen Fleiß und seine Talente die Achtung aller seiner Lehrer. Der Umgang mit diesen und den vornehmsten der Studierenden beruhigten ihn viel, und noch mehr der freye Zutritt, den er zufällig in etlichen der ersten

Häu-

Häuser' in Pavia erhielt. Er machte die Bemerkung, daß er sich Achtung und Ehre erwerben könnte, ohne die Vorzüge des Standes und des Reichthums zu besitzen; sein Ehrgeiz fand Befriedigung und die Munterkeit des Jünglingsalters stellte sich nach und nach wieder ein und ward nur unterbrochen, wenn seine Ehrsucht unüberschreitliche Grenzen fand.

Er errichtete eine genaue Freundschaft mit einem jungen Edelmanne aus Messina, der sich so an ihn hieng, daß er ohne ihn kein Vergnügen fand. Vargendo war reich und hatte einen Onkel in Pavia, der ein großes Haus machte, sehr reich war und außerordentlich gastfrey lebte. Bandini war der vertraute Freund von dem jungen Vargendo, und bald gewann ihn der Onkel eben so lieb wie seinen Neffen und machte unter beiden keinen Unterschied.

Durch solchen Umgang schläferte Bandini seine Scheelsucht ein, mit der er bisher die

höhern Stände betrachtet hatte, nicht aber die Begierde reich und groß zu werden. Dahin zu gelangen, wollte er eine Heirath aus irgend einem reichen und angesehenen Hause treffen. Er kannte die Liebe nicht, und wollte sie doch zum Mittel machen, seine ehrsüchtigen Absichten zu erreichen. Daher erwies er bloß Frauenzimmern aus den vornehmsten Klassen besondere Achtung und war gleichgültig und kalt gegen alle von seinem Stande.

Indessen bey erweiterten Kenntnissen und geübterem Denken ward er in der Folge billiger und Bandini wäre vielleicht ein vortreflicher Mensch gewesen, wenn er den Unterschied der Stände hätte aufheben oder vielmehr, wenn er sich in einen höhern Stand hätte versetzen können. Da beides aber nicht geschehen konnte, so gewann, um doch einen Beruhigungsgrund zu haben, die ursprüngliche Gleichheit der Menschen für ihn so viel Reiz, daß er nur darinnen wahre Glückseligkeit

keit fand. Er formte sich ein System, verwarf allen Standesunterschied als Vorurtheil und glaubte, jeder vernünftige Mann müsse eben so denken.

Bandini gewann dabey; sein Betragen wurde freyer und offener; er erwarb sich allgemeinere Achtung und seine Ehrbegierde bekam durch diese Einschläferung eine erträglichere Richtung. Diese Denkungsart entstand unstreitig bloß daher, weil Bandini so unendlich große Schwierigkeiten fand, seine ehrsüchtigen Absichten zu befriedigen, so überredete er sich, darauf Verzicht zu thun, weil ihm die Ausführung unmöglich schien.

Ich habe oben gesagt: Bandini kannte die Liebe nicht. Es wäre vielleicht eine unglaubliche Erdichtung, wenn das so viel gesagt seyn sollte: er hätte keine Neigung zum andern Geschlechte gefühlt, da er in Italien gebohren war. Er war nichts weniger, als unempfindlich gegen die weiblichen Reize; allein, seine Ehrsucht und Selbstschätzung hielten

ten diese Neigung in sehr engen Schranken und so entgieng er allen weiblichen Netzen, die ihm ausgestellt wurden.

Vier Jahre hatte sich Bandini in Pavia aufgehalten; sein Vater wünschte eifrig ihn wieder zu sehen und er erfüllte seinen Wunsch jezt gern, weil sein Freund Vargendo auch Pavia verließ. Mit offnen Armen empfieng ihn sein Vater und seine Freude war unbeschreiblich, wie er seinen Sohn so heiter und vergnügt fand.

Roderigo erschien öffentlich in Genua und erndtete allen Beyfall ein, den er verdiente. In Pavia war er gewohnt, die ersten und vornehmsten Gesellschaften zu besuchen und dieses suchte er nun auch in seiner Vaterstadt fortzusetzen; allein er fand bald, daß man hier etwas anders dachte und daß er keinen Freund Vargendo hatte, der ihn einführen konnte. Er machte bey verschiedenen Großen seine Aufwartung, ward ganz wohl empfangen und ganz artig entlassen; allein man ließ

ihn den Unterschied des Standes fühlen und nahen und freyen Zutritt wie in Pavia fand er nicht.

Bandini fühlte diese Zurücksetzung stark; indessen hatte sie jezt doch nicht so großen Einfluß auf seine Zufriedenheit, wie ehemahls. Er beruhigte sich damit, daß es bey solchen Menschen aus Schwäche des Verstandes herrühren müsse, vermöge der sie die ursprüngliche Gleichheit der Menschen übersähen, und Größe und Vorzüge in nichts suchten, und beschloß ein einsames und philosophisches Leben zu führen und seine Zeit ganz den Wissenschaften zu widmen.

Nichts ist dem Menschen leichter, als Entschlüsse, einen andern Weg zu wählen, wenn er auf dem einen Hindernisse vorfindet. Und gemeiniglich wird dann der neugewählte immer das Gegentheil des vorigen seyn. Bandini war bisher in gewissem Betracht an die große Welt gewöhnt, er fand in seiner Vaterstadt Hindernisse, und er wollte sich von

aller Gesellschaft ausschließen und in der Einsamkeit leben. Freylich befand er sich einige Wochen sehr wohl dabey, aber in der Folge? — Er fühlte in sich eine große Leere, und wollte es sich doch nicht gestehen, daß Mangel an Umgang die einzige Ursache sey.

Bandini übersah, wie jeder Mensch, die Unart seines Schooskindes der Ehrsucht. Erlangte er auch nicht den Zutritt zu den ersten in seinem Staate, so hatte er doch unendlich viele Gelegenheit, wo er die Achtung seiner Mitbürger reichlich einerndten konnte. Warum wollte er gar keinen Umgang, da er den Umgang mit den Großen nicht haben konnte? War es ein Vorurtheil der Großen, daß sie ihn seines Standes wegen zurücksetzten, was war es bey ihm, daß er sich des Umgangs der minder Großen entzog? —

Dieß jedoch nicht zu seiner Verkleinerung: Roderigo war in jedem Betracht ein vortreflicher geschickter junger Mann, den man nur einmahl sprechen durfte, um für ihn eingenom-

nommen zu seyn. Allein Vorzüge schützen nicht vor Schwächen und Leidenschaft; auch ein vorzüglicher Mensch von Geist und Kraft kann einer Leidenschaft unterliegen und sein Leben wider Willen durch unangenehme Empfindungen verbittern. Oft entspringt die Leidenschaft selbst aus den Vorzügen; und hat diese einmahl feste Wurzel gefaßt, so ist es schwer, daß die Vernunft ihre Oberrechte behauptet. Wurde der Knabe Bandini nicht wegen seiner Schönheit und wegen seiner früh aufkeimenden Talente vorgezogen und über alle seines gleichen gesetzt, so wurde gewiß nicht die Ehrsucht ihm so natürlich, und seine in der Folge ausgebildeten Talente suchten einen weit angemessenern Wirkungskreis, wo er das war, was er seyn konnte.

3.

Einsamkeit ist die Mutter der Schwärmerey. Jeder Mensch hat seine Lieblingsideen;

diese werden in der Einsamkeit der Hauptgegenstand alles Nachdenkens, und wie leicht ist dann Ueberspannung und Schwärmerey möglich?

Die ursprüngliche Gleichheit der Menschen war Bandini's Lieblingsidee. Er schuf in seiner Einsamkeit das ganze Menschengeschlecht um; hob allen Standesunterschied auf; entfernte allen Zwang der bürgerlichen Verhältnisse und stellte eine völlige Gleichheit wieder her, die, nach seiner Meinung, Herrschsucht und angemaßte Gewalt verdrängt hatte.

Sonderbar genug, daß Bandini eben diesen Gedanken ausbildete, wobey doch, wenn es eine Möglichkeit gewesen wäre, daß er realisirt werden konnte, seine Ehrsucht am wenigsten Befriedigung gefunden hätte. Und gewiß, so schön und zusammenhängend er sein System zusammengetragen hatte, so würde bey der Ausführung Niemand mehr, als er, unzufrieden gewesen seyn.

Die Kränklichkeit seines Vaters, die etwas bedenklicher wurde, stöhrte ihn in seiner Träumerey. Er verließ ihn nur selten und zeigte die größte Sorgsamkeit für seine Erhaltung. Der Vater nahm Gelegenheit, mit ihm über seine eingezogene Lebensart zu sprechen, und sagte ihm, wie sehnlich er es gewünscht hätte, eine Gattinn an seiner Seite zu sehen.

Der Sohn. Eine Gattinn mein Vater? Habe ich doch dieses noch nie von Ihnen gehört.

Der Vater. Weil ich glaubte, daß ein junger, feuriger Mann daran nicht erinnert werden dürfe. Ich gesteh es Dir, mein Sohn, daß ich mich schon, ehe du nach Pavia giengst, mit dem süßen Gedanken wiegte unser Geschlecht durch Dich fortgepflanzt zu sehen. Oft schon träumt' ich wachend und schlafend mich mit meinen Enkeln im Spiele. Und — nun bin ich dem Abende meines Lebens nahe; es dämmert schon, und noch seh ich

mich mit Dir allein; Du hast mir noch keine Tochter gegeben.

Der Sohn. Der Himmel erhalte mir meinen Vater noch lange!

Der Vater. Nicht lange mehr mein Sohn! meine Kräfte werden täglich schwächer; die Abnahme ist zu merklich — wäre denn keine Genueserinn, die Du mir als Tochter vorführen könntest, daß ich sie segnete, ehe ich sterbe?

Der Sohn. Mein Vater ich bin in Genua fremd worden.

Der Vater. Leider ist das wahr. Ich glaubte in meinem Sohne einen gemeinnützigen, thätigen Mann wieder zu finden, der seine Talente zur Beförderung des allgemeinen Wohls ausgebildet hätte; allein ich fand einen Stubengelehrten, und die zwey Jahre über, als ich Dich wieder habe — — Nenne es nicht Vorwurf, mein Sohn; ich glaube nun einmahl, daß der Gelehrte in seiner Stube bey der größten Gelahrtheit, die er besitzen

sitzen mag, weit weniger Achtung verdient, als der minder Gelehrte, der seine wenigern Kenntnisse gemeinnützig macht. Warum besuchtest Du nicht öffentliche Orte? Warum zeigtest Du nicht den Vorgesetzten unsers Staats und Deinen Mitbürgern, daß Du ein geschickter Mann wärest? Oder glaubst Du, daß das dem Vater keine Freude mache, wenn er hört, daß sein Sohn die Rechte eines Mitmenschen vertheidiget oder sonst eine That vollführt hat, die seinen Kenntnissen und seinem Herzen Ehre macht? Jeder Vater sieht sich in seinen Kindern vervielfacht und was sie Gutes und Edles ausführen, davon rechnet auch er sich einen Theil zu. Ich habe nur einen Sohn, aber einen Sohn, der Geist und Kraft hat, die Handlungen mehrerer Söhne zu verrichten. — Doch brechen wir davon ab, weil es dem Vorwurfe zu ähnlich sieht, und das ist nicht meine Absicht. Du hast vielleicht Dir einen Plan entworfen, welchen auszuführen die Zeit noch nicht da ist.

Wenn Du mich aber liebst, mein Sohn, so schenke mir noch eine Tochter, eh' ich sterbe.

Der Sohn. Mein Vater; daß ich diese Zeit über in der Einsamkeit mich bloß dem Studieren —

Der Vater. Keine Rechenschaft, keine Entschuldigungen, mein Sohn, ich habe Dir keinen Vorwurf machen wollen, warum willst Du Dich entschuldigen? Du hast zu viel Vernunft, als daß Du ohne Plan handeln solltest; Du wirst den Deinigen gemacht haben, ich weiß das gewiß, warum willst Du Dich also rechtfertigen? Gewähre mir nur meine Bitte und schenke mir eine Tochter.

Der Sohn. Mein Vater, ich kenne keine Genueserinn und ich soll eine wählen, mit der ich mich auf Lebenszeit verbinden soll?

Der Vater. Du kennst die Bulloni, die Belli, die Veloni, die Capelli und andere.

Der Sohn. Ich kenne diese und mehrere; aber um keinen Punkt genauer, als

daß

daß ich ihren Nahmen weiß; und die Verbindung, die Sie wünschen, fordert doch wohl etwas mehr.

Der Vater. Sie sind unbescholtne Töchter; Töchter, auf die Genua stolz seyn kann. Hast du niemahls bemerkt, wie bescheiden, wie angenehm, wie sittsam ihr Betragen und wie geistreich ihre Unterhaltung ist?

Der Sohn. Wohl mein Vater! Ich würde Ihnen Beyfall geben, wenn Sie mir beweisen könnten, daß ihre Rede und ihr Betragen getreuer Ausdruck der Empfindungen und Gedanken wäre.

Der Vater. Und was bewegt Dich zu zweifeln?

Der Sohn. Die etwas nähere Kenntniß der Menschen unsers Zeitalters. Die Empfindungen und Gedanken erscheinen nicht mehr in ihrer wahren Gestalt, sondern nehmen Larven vor. Anstatt der natürlichen Einfachheit haben wir Gezwungenheit, anstatt der

Offenherzigkeit Verstellung, anstatt der Zärtlichkeit Höflichkeit. Die herzliche brüderliche Zuneigung ist bloßes Zeremoniel. Weil Mißtrauen unter den Menschen herrscht, und Insichziehen und Verstellen Klugheit heißt, so ist alle Rede unbestimmt, weitschweifig, sinnleer, doppelsinnig und affektirt. Man ist so weit gekommen, daß man sich stundenlang, mit der möglichsten Artigkeit unterhalten kann und am Ende hat man nichts weiter gethan, als geredet. Man hat den Empfindungen eine Sprache vorgeschrieben und man würde sehr irrig schließen, wenn man von den Reden auf die Empfindungen schließen wollte. Die Achtung für die Tugend hat man dem Anscheine nach nicht verdrängt, aber alles ist Wortgepränge. Selten kommt eine Tugend aus einer reinen Quelle und noch seltner ist die Achtung reine Empfindung: sie ist Larve, die den bittersten Neid im Herzen verbirgt.

Der Vater. Wie fällt mein Sohn darauf, die Menschen so lieblos zu beurtheilen?

Fast möcht' ich mir Deine eingezogene Lebensart daraus erklären. Du hast ein großes Mißtrauen in das Menschengeschlecht. Weißt Du auch, daß Niemand mehr Mißtrauen erregt, als wer selbst mißtrauisch ist? Findest Du Mängel und Gebrechen, mußt Du Dich darum zurückziehen? oder ist es nicht vielmehr Deine Schuldigkeit, wenn Du Kraft in Dir fühlst, sie nach Möglichkeit zu heben?

Der Sohn. Dazu würde Schöpferkraft erfordert —

Der Vater. Keinesweges! Zutrauen erweckt Zutrauen. Untersuche unsere Genueserinnen ohne Vorurtheil und Du wirst finden, daß Deine Meinung nur einzeln und nicht allgemein passend ist.

4.

Bandini liebte seinen Vater und also unterzog er sich verschiedenen öffentlichen Geschäften, weil er es wünschte. Er zeigte

Geschicklichkeit und Einsicht und handelte mit unverkennbarer Großmuth. Weniger aber konnte er den Wunsch seines Vaters: sich zu verehlichen, erfüllen. Er sprach die jungen Genueserinnen, die ihm sein Vater zur Wahl vorgeschlagen hatte, ließ ihnen alle Gerechtigkeit wiederfahren; allein zu einer nähern Verbindung — fand er zwischen jeder und sich eine Leere, die er nicht auszufüllen wuste. „Ich achte sie, aber ich kann sie nicht lieben,“ sagte er dann zu seinem Vater, „und Achtung und Liebe müssen doch vereinigt seyn, soll eine Verbindung glückliche Folgen haben.“

Und diese Leere? — Entstand bloß, weil die Genueserinnen, mit welchen er umgieng, nur Kaufmannstöchter waren. Bandini glaubte vielleicht selbst nicht, daß ihm seine Ehrsucht so mitspiele und doch war sie die einzige Ursache, die wohl nicht geradezu, aber doch versteckt wirkte. Waren die Töchter aus den ersten Familien der Calvi, Centuri=

turioni, Imperiali, Palavicini, Spinola u. s. w. so würde er zuversichtlich keine so große Leere gefühlt haben.

Der alte Bandini gab endlich seinen Wunsch auf und sprach nicht mehr davon, da er sahe, daß sein Sohn zum festen Entschlusse nicht zu bewegen war. Seine Kräfte verließen ihn immer mehr, er brachte seine meiste Zeit im Bette zu und Roderigo wich nicht von seiner Seite. Er entschlummerte in den Armen seines Sohnes. —

Kurz vor seinem Hinscheiden sagte er zu ihm: „Hilf mir auf, mein Sohn, mein Odem wird schwer, laß mich an Deinem Busen ruhn."

Bandini half ihm, lehnte ihn an seinen Busen und hielt ihn im rechten Arme. „Ich werde schlummern," sagte der Alte, „so ist mir besser."

Bandini hielt ihn lange; der Arm erstarrte ihm endlich, und er ließ ihn sanft nieder; er bemerkte kein Odemholen — er fühlte an

den

den Puls — sein Vater war entschlummert.

Bandini hatte keine Worte; er küßte die erstarrten Lippen seines Vaters und seine Thränen flossen auf das verbleichte Gesichte. Mit gefaltenen Händen und beklommenen Herzen, in stiller Betrachtung, sah er auf den redlichen Greis hin. Kein Zug war entstellt, himmlische Ruhe herrschte in der Mine; die Uhr war abgelaufen. Er war an Entkräftung ohne Körperschmerzen gestorben.

Bandini fühlte den Verlust ungemein stark. Einige Monate nachher schrieb er an seinen Freund Vargendo nach Messina.

Freund!

Du hast lange keinen Brief von mir gehabt. Ich hätte nicht geglaubt, daß alle meine Kräfte so in einander gepreßt werden könnten, daß ich fast ohne alle Besinnung handle. Doch habe ich mich wieder etwas erholt und seit zwey Monaten ist dieser

ser Brief gewiß das erste Zusammenhängende, was ich denke.

Das hab' ich Dir geschrieben, daß ich in Genua lebte, wie auf einer wüsten Insel, an die ich mit meinem Vater durch Schiffbruch geworfen worden. Nun bin ich allein; mein Vater ist in meinen Armen entschlummert.

Ich weiß selbst nicht, soll ich sagen: Genua ist mir zu klein oder zu groß? Ich habe Augenblicke, in welchen mir in meinem kleinen Zimmer ganz wohl und der Raum um mich her noch viel zu groß ist; allein das sind Augenblicke! In andern ist mir Genua zu enge, ich laufe in's Freye und noch ist mir es zu enge. Mir kömmt es bisweilen ein, als wär' ich nicht für die Welt und dann will ich mich in ein Kloster vergraben. Einigemahl bin ich auch schon auf dem Wege dahin gewesen, um meine übrige Lebenszeit mit Selbstbetrachtung zuzubringen. Was mich zurückge-

gehalten hat, lieber Bargendo, kann ich Dir selbst nicht sagen. Bekannte und Freunde meines redlichen Vaters haben es unternommen, mich zu trösten; allein, es ist ein Elend, daß ich es ihnen immer bey dem ersten Augenblicke ansehe, was sie mir sagen wollen. Es sind Worte, die höchstens die Zeit und die Ohrenhöhlen ausfüllen; bey denen man Langeweile und Ekel fühlt.

Ich werde eine Reise vornehmen, vielleicht, daß ich wieder zu mir selbst komme. Vorher aber will ich meinem redlichen Vater ein Denkmal auf seine Ruhestätte setzen lassen. Ich habe desfalls schon mit einigen Bildhauern gesprochen; aber die Menschen sind so zeremoniös; alle Ideen, die sie mir vorgelegt haben, sind sinnleer oder doppelsinnig, unbestimmt oder affektirt; sie mögen der Kunst immerhin Ehre machen, aber der Fülle meiner Empfindungen entsprechen sie nicht.

Gehab Dich wohl lieber Vargendo; aus Deiner Antwort will ich sehen, ob Du es für gut hältst, daß ich Dich besuche, wenn ich mich im Stande finde zu reisen. Ich hoffe doch, daß ich wieder dahin gelangen werde, daß ich einem Freunde erträglich seyn kann.

5.

So sehr Vargendo den Zustand seinès Freundes beklagte, den er sich aus diesem Briefe sehr kläglich vorstellte, weil er sein empfängliches Gemüth kannte, so freute er sich doch, daß er ihn besuchen wollte. Er hatte sich so sehr an ihn gewöhnt, daß er ihm unentbehrlich zu seiner Zufriedenheit schien, und daß er die ganze Zeit der Trennung in einer Art von sehnsuchtsvollem Mißbehagen zugebracht hatte.

Vargendo hatte seinen Vater früh verlohren. Er war reich; hatte sich eine liebens-

würdige Gattinn gewählt; hatte einen herrlichen Pallast in Messina und ein großes Landgut unfern der östlichen Meeresküste und besaß alles, was ihm sein Leben angenehm machen konnte; nur fehlte ihm sein Freund Bandini.

Er hatte es oft gewünscht, daß Bandini zu ihm ziehen und sich in Messina niederlassen möchte; allein, weil er seinen ehrgeitzigen Karakter kannte, so hatte er es nie gewagt, ihm den Antrag zu thun, weil er besorgte, daß er es ihm dann abschlagen würde. Er schrieb ihm also den freundschaftlichsten Brief und bath ihn dringend, seine Reise so bald als möglich anzutreten, weil diese vielleicht das einzige Mittel wäre, seine Ruhe wieder herzustellen.

Bandini ließ seinem Vater ein Grabmahl errichten. Eine einfache Urne von weißem Marmor mit der Innschrift: „dem guten Vater." Täglich besuchte er das Monument,

trau-

trauerte über seinen Verlust und dachte nicht wieder an seine Reise.

Endlich erinnerte ihn ein zweyter Brief von Vargendo an sein Versprechen; er brachte seine Sachen in Ordnung und reiste ab.

Vargendo ward ungemein durch seine Ankunft überrascht, weil er doch eher eine Antwort, als ihn selbst vermuthet hatte. Um so inniger und herzlicher war die Bewillkommung der beyden Freunde, die sich seit drey Jahren nicht gesehen hatten. Vargendo stellte ihn seiner Gemahlinn vor und führte ihn darauf in die Zimmer, die er zu seiner Wohnung bestimmt hatte. „Sieh, lieber Bandini,“ sagte er zu ihm, „so bald ich aus Deinem Briefe vernahm, daß Du mich besuchen wolltest, so ließ ich diese Zimmer für Dich in Bereitschaft setzen. Hier in diesem Theile meines Hauses bist Du Herr: lebe nach Deinem Gefallen und nach Deiner Laune; nur ich sey Dir willkommen. Uebrigens will ich Dir keinen Zwang auflegen. Ich habe oft Gesell-

schaft, und gehe oft in Gesellschaft; Du wirst mir immer der liebste seyn; willst Du aber einsam bleiben, so hast Du, wiewohl ungern, doch auch Deinen Willen."

Baudini dankte seinem Freunde für die Aufmerksamkeit und schien sehr vergnügt; allein er fühlte sich doch nicht so ganz ruhig dabey. Die Pracht, die er hier überall erblickte, die Großmuth, mit der ihm sein Freund alles anboth und die Sorgsamkeit, mit der er alles zu seiner Bequemlichkeit eingerichtet fand, machten ihn unwillig, daß er sich unvermögend fand, auf ähnliche Weise an seinem Freunde zu handeln. Indessen beruhigte er sich so ziemlich, da er so wenig Großprahlerey in den Anerbietungen seines Freundes fand und sagte endlich:

„Du hast Einrichtung gemacht, als ob ich Zeitlebens hier wohnen sollte."

Bargendo. Freund, könnt' ich das Versprechen von Dir erhalten, ich wollte allen

len Freunden und Bekannten in Messina ein Freudenmahl geben.

Bandini. In Pavia habe ich keine solche Uebertreibung von Dir gehört. —

Vargendo. Uebertreibung? Bandini — versprich es mir und Du sollst sehen, daß meine Worte reine Empfindung meines Herzens sind. Du beschwerst Dich in Deinen Briefen über die Vorrechte des Adels in Genua; klagst, daß in seinen Händen alle öffentliche Bedienungen sind, daß man die Fähigkeiten, ein Amt zu bekleiden, nach dem Alter des Adels abwäge —

Bandini. Aber wozu das, Vargendo? Es ist Grundverfassung der Republik, die vielleicht nicht verändert werden kann, ohne den ganzen Staat zu erschüttern. Ich habe Dir unsere Verfassung beschrieben, aber mich darüber beklagt? —

Vargendo. Wir wollen darüber keine Untersuchung anstellen. Du hast mir also die Verfassung Deines Vaterlandes bloß beschrieben.

ben. Hättest Du aber nicht Ursache Dich zu beklagen, da Du Fähigkeiten und Talente hast, die ersten Aemter zu bekleiden, daß Dich die Verfassung nur darum für unfähig erklärt, weil Du nicht von Adel bist? — Wir wollen nicht fodern, daß der Staat, eines einzelnen Mitgliedes wegen von seiner hergebrachten Verfassung abgehen soll; aber warum soll dieß einzelne Mitglied nicht einen andern Staat zu seinem Vaterlande wählen, wo Talente und Fähigkeiten in keinen so engen Wirkungskreis eingeschlossen sind?

Bandini. Der Geburtsrang genießt in jedem Staate Vorrang. —

Vargendo. Du hast Recht! Giebt es in einem Lande viel Edelleute, so ist es in Sizilien. Wir haben über hundert Herzogthümer und Marchesate, über hundert Grafschaften und — der Himmel weiß, wie viel Barone und Edelleute! Pater Labat in seinen Reisen will witzig seyn und sagt: Sizilien sey mit Edelleuten gepflastert; aber lieber

Ban=

Bandini, der Gelehrte wird bey uns nicht verkannt; er wird geachtet und verehrt; und hat der Adel auf der einen Seite Vorrechte, so hat sie der Gelehrte auf andern Seiten. Doch das sey vorläufig. Ich will Dir mein Vaterland nicht anpreisen, sondern ich will Dir Gelegenheit geben, daß Du es kennen lernst. Uebrigens suche Deine Zufriedenheit und Dein Vergnügen zu befördern, so viel du kannst; alles was mein ist, sieh als das Deinige an und glaube meiner Versicherung, daß ich kein größeres Vergnügen kenne, als Dich heiter und zufrieden zu sehen.

Bandini. Vargendo — ich fühle, was Du sagst. —

Vargendo. Wenn Du willst, so machen wir künftig ein Haus. Und wenn eine schöne Messinerinn —

Bandini. O Vargendo! laß mich meine Armuth nicht so fühlen!

Vargendo. Ein edles Herz, vorzügliche Talente, erhabne Gesinnungen sind unübertrefliche Reichthümer.

6.

Vargendo wandte alles mögliche an, um seinen Freund aufzuheitern. Er führte ihn in die vornehmsten Häuser in Messina, stellte Lustreisen an, nach Palermo, Taormina, Catanea, auf den Berg Aetna, nach dem Capo Peloro, Siracusa u. s. w.

Bandini ergötzte sich ungemein an den natürlichen Merkwürdigkeiten dieser Insel, woran sie so reich ist, daß sie allen Ländern in Europa vorgeht. Er staunte über die Gleichgültigkeit der Einwohner, mit der sie ganz ruhig von dem immer dampfenden Aetna und seinen verwüstenden Auswürfen, von den feuerspeienden Bergen auf den Liparischen Inseln und von den schrecklichen Zerstörungen der Erdbeben redeten.

Beide Freunde hatten einst Sirakusa gesehen und Bandini war am andern Tage niedergeschlagener als gewöhnlich. Vargendo fragte ihn freundschaftlich um die Ursache.

Bandini. Eben nicht niedergeschlagen bin ich Vargendo; aber nachdenkend. Sizilien ist ein Garten Gottes; die Fruchtbarkeit ist hier zu Hause, und dort auf der Spitze des Aetna dampft es und sprühen Feuerströme in die Höhe und Erschütterungen der Erde drohen von Zeit zu Zeit den Untergang. Wie? wenn durch unterirrdischen Brand die Erdkruste, auf der die Menschen prächtige Pallåste und Wohnungen baueten und in denselben mit ihren Familien ruhig wohnen, immer mehr verdünnt würde? Wenn der unterirrdische Brand die verdünnte Erdkruste erschütterte und Tempel und Pallåste mit sammt den Einwohnern in den Abgrund begrübe?

Vargendo. Du siehst Bandini, wie sich Menschen auch an die Gefahr gewöhnen können. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts

 wur-

wurden in drey Tagen sechzehn Städte, eine Menge Dörfer und gegen 400,000 Menschen in den Abgrund begraben. Du siehst keine Stadt, wo nicht Spuren von den Verwüstungen der Erdbeben sind; einmahl um das andere hören wir von den Verwüstungen, die unterirrdische Kräfte um uns her in unserer Nachbarschaft anrichten; und doch sind wir ruhig, so lange nicht die drohende Gefahr unsern Fußboden erschüttert, und die Wände unserer Palläste bersten.

Bandini. Wer würde oben im Hause bleiben, wenn er wüßte, daß es von unten in voller Flamme stände? und das scheint doch der Fall von Sizilien und seinem Nachbar Neapel. —

Andere Vergnügungen zerstreuten diese so ernsthaften Betrachtungen wieder. Bandini war nun schon ein halbes Jahr in Messina; er dachte zwar bisweilen an seine Abreise, allein er befand sich zu wohl hier, als daß er mit Ernst daran denken konnte. Er fand sich

geehrt

geehrt und in verschiedenen Gesellschaften sah er sich nothwendig. Dachte er nun an Genua und verglich seinen dasigen Umgang mit dem hiesigen, so fiel ihm der Muth. Dazu kam das Zureden Vargendo's und seiner Gemahlinn, seinen Aufenthalt zu verlängern und bald fiel es ihm nur selten ein, wieder nach Genua zurückzugehen, unerachtet er sich doch auch nicht entschließen konnte, den Wunsch seines Freundes, sich ganz hier nieder zu lassen, zu erfüllen.

Ein Umstand verlängerte seinen Aufenthalt und verdrängte den Gedanken abzureisen.

Bandini hatte den größten Beyfall des schönen Geschlechts in Messina und wo er bekannt war, bemühte sich jede Dame um seinen Beyfall. Alle fragten und erzählten sich von dem schönen Genueser und die Kammerfrauen und Kammerzofen hörten bey dem Auskleiden ihrer Gebieterinnen selten etwas anders aus der Gesellschaft, als das Lob des schönen Genuesers.

Var=

Vargendo wünschte ernstlich, daß sein Freund sich in das Rosennetz der Liebe verwickeln möchte, um ihn hier zu behalten. Er forschte daher oft nach den Eindrücken, die diese oder jene schöne Messinerinn auf ihn gemacht hatte; allein Bandini blieb in der so milden, der Liebe so günstigen Himmelsgegend, bey allen aufgestellten Reizen der weiblichen Schönheit — kalt. Vargendo gab endlich fast alle Hoffnung auf, ihn auf diese Art zu binden, weil er seine Freyheit auf keine Weise in Gefahr gerathen sahe und setzte bloß noch einiges Vertrauen auf die Zeit, die in tausend Fällen so manches ungehofft herbeyführt.

7.

Auf einer Maskerade bemerkte Bandini ein Frauenzimmer, das sich an Wuchs, Gang, Betragen vor allen auszeichnete. Es war eine einfache Türkenmaske. Anfangs bemerk-

merkte er sie bloß, bald aber interessirte sie ihn, daß er seinen Freund Vargendo aufsuchte, um nähere Erkundigung einzuziehen.

„Die schöne Türkinn,“ fragte Vargendo? „Wir haben ihren Vater gesprochen und Du machtest die Anmerkung: in Genua würde er sich unter dem alten Adel nicht auszeichnen.“

Bandini. Ich entsinne mich, daß ich so etwas gesagt habe; allein wo und bey welcher Gelegenheit, weiß ich nicht mehr. Der Vater wird mich nicht so interessirt haben, wie die Tochter.

Vargendo. Sie interessirt Dich? (lächelnd) Ich wünschte, Du sagtest das von einer jeden andern Maske. Gioconda darf Niemanden mehr interessant seyn.

Bandini. Darf nicht? Wie sonderbar das gesagt ist!

Vargendo. Sie lebt in dem Hause ihres Vaters wie im Kloster und wird dereinst die Gemahlinn des Fürsten Cosolito.

Ban=

Bandini. Gioconda! und ihr Geschlechtsnahme?

Vargendo. Monaldechi.

Bandini. Hah der Graf Monaldechi! Jetzt steht er mir vor Augen, mit allen seinen stolzen und strengen Minen. Der Mann redete viel Wahrheit; seine Worte waren Empfindungen seines Herzens; wie aufgeblasen von Eigendünkel und Geburtsmajestät alles war, was er sagte. Wir sprachen ihn bey dem Kommendanten auf dem Capo di Faro.

Vargendo. Richtig!

Bandini. Du hast mich in Messina so bekannt gemacht, daß ich geglaubt hätte, ein Eingebohrner könnte mir nichts neues mehr sagen und doch haben wir nie den Grafen Monaldechi gesprochen.

Vargendo. Und das kannst Du Dir nicht erklären?

Bandini. Je nun — um der Tochter willen hätte man die Schwäche des Vaters übersehen.

Vargendo. Und diese ist für jedermann unsichtbar, ausgenommen für den Fürst Cosolito.

Vandini. Sieh wie sie schwebt im leichten Tanze. Scheint sie doch kaum die Erde zu berühren. Ihr Tänzer ist steif, schwerfällig. —

Vargendo. Es ist der Fürst Cosolito. Gewiß wäre sie nicht hier ohne ihn; und selbst dem Fürsten wird es alle seine Beredtsamkeit gekostet haben, die Erlaubniß auszuwirken, sie allein an diesen Ort der Freude zu führen. Man hält es für Seltenheit, sie anderswo zu sehen, als in der Kirche.

Vandini. Ich wäre neugierig sie näher zu sehen.

Vargendo. Der Fürst kennt Dich, und also haben wir Gelegenheit dazu. Wir waren in unsern jungen Jahren vertraute Freunde; wir waren beide im Jesuiterkollegio. Ist der Tanz zu Ende, wollen wir ihn sprechen.

Bandini wußte selbst nicht, warum es ihn so sehr vergnügte, daß er vielleicht Giocon- den vorgestellt werden sollte. Er nahm sei- nen Freund bey der Hand und zog ihn an den Ort, wo man vom Tanze abtrat, um gleich bey der Hand zu seyn. „Wäre doch Deine Neugierde bey jeder andern Maske so groß!“ sagte Bargendo.

Der Fürst Cosolito war ungemein artig, wie ihn Bargendo anredete. Er begrüßte Bandini freundlich und fragte ihn: ob er kein Freund vom Tanzen wäre, weil er ihn so wenig bemerkt zu haben glaubte? Bandini versicherte, daß er nur zu großer Freund da- von wäre und daß ihn bloß gewisse Bedenk- lichkeiten zurückhielten, seiner Neigung ganz zu folgen.

„Bedenklichkeiten?“ erwiederte der Fürst; „welche Bedenklichkeiten? dienen die Masken nicht dazu, alle Bedenklichkeiten zu heben?“

Man begab sich in ein Nebenzimmer, legte die Masken ab, ausgenommen Gioconda.

Der

Der Fürst bat sie, sich ebenfalls zu demaskiren und stellte ihr den wackern Genueser vor, wie er ihn uannte. Bandini war wie vom Blitze gerührt, als Gioconda die Maske abzog. Er hatte sich ein schönes Gesicht unter der Maske vorgestellt; allein was er jetzt sahe, übertraf sein Ideal weit. Er stammelte ein Kompliment, das sehr artig heißen sollte, im Grunde aber wenig Sinn hatte. Gut daß der Fürst nicht darauf achtete, weil er zu flüchtig war. Desto besser bemerkte es Vargendo und — Gioconda.

Bandini fühlte sich so verlegen, als nie in seinem Leben; und so wenig ihm sonst Stoff zu einer Unterhaltung fehlte, so sehr vermißte er ihn jetzt. Cosolito half ihm zurechte, indem er ihn mit Gioconda zum Tanze aufforderte.

Gioconda fühlte, so wie ihr Bandini vorgestellt wurde, eine ganz unbekannte Aufwallung, und bemerkte sehr wohl die jähe Veränderung an ihm, als sie die Maske abnahm;

allein daß sie die Ursache davon seyn sollte, argwohnte sie nicht. Ganz abgesondert von der Welt erzogen, woher sollte sie die Ursache einer solchen Aufwallung und Veränderung kennen?

So wie sie Bandini'n näher kam, so fühlte sie ein gewisses inneres Wohlbehagen und eine gewisse Neugierde nach der Ursache seiner plötzlichen Veränderung. Sie war besorgt, wie er sie auf Ermunterung des Cosolito zum Tanze aufforderte und indem sie in den Saal giengen, sagte sie:

„Ich will nicht hoffen, mein Herr, daß Sie Ihre Gesundheit der Höflichkeit nachsetzen? Eine jähe Veränderung, die ich vorhin bemerkte, macht mich besorgt."

Bandini. Es wird mir wohl seyn Signora. Ich selbst habe eine gewisse Veränderung in mir verspürt — aber es wird mir wohl seyn!

Gioconda. So lassen wir den Tanz verschieben! Es könnte Ihnen ein Zufall begegnen, und ich würde mich kränken. —

Bandini. Signora — diese Sorgfalt — Ich bin ein Fremdling. Ich heiße Bandini und bin aus Genua —

Gioconda. Das weiß ich von Cosolito; und auch, daß Sie alle Achtung verdienen.

Bandini. Zu gütig Signora! — Wenn ich Achtung verdiene — Monaldechi, so verdienen Sie Ehrfurcht, Liebe, Anbetung! —

Gioconda. Der Tanz hebt an.

Gioconda liebte den Tanz leidenschaftlich, und Bandini war ein treflicher Tänzer; seine Figur, sein Anstand, die Geschmeidigkeit seines Körpers — alles vereinigte sich zu einem schönen Ganzen. — Es folgte ein Siciliano; Bandini und Gioconda erhielten Zuschauer, wurden bewundert und am Ende beklatscht.

Bandini sahe nicht, bemerkte nicht den Beyfall. „Gioconda, wenn ich so glücklich seyn könnte, Ihnen bisweilen meine Hochachtung zu versichern,“ sagte er mit einem selenvollen Blick zu ihr, indem er sie wieder in jenes Zimmer führte. Der Fürst kam ihnen mit Lobsprüchen entgegen und Bandini erhielt keine Antwort.

Bandini konnte die Nacht nicht schlafen. Giocondens Bild schwebte immer vor seinen Augen und überfiel ihn ein leichter Schlummer, so schwebte er mit ihr in wonnigem Tanze. Sein Freund besuchte ihn am andern Morgen.

Vargendo. Könnt' ich Dich immer so heiter um mich sehen wie gestern!

Bandini. Vargendo mir ist nicht wohl und doch wohl. Erst gegen Morgen habe ich etwa eine halbe Stunde geschlafen. Ich glaube, daß ich mich gestern zu sehr im Tanze erhitzt habe. Allein mit Gioconden tanzen und aufmerksam auf sich bleiben! — Vargen-

gen-

gendo, ich glaube in ganz Italien läßt sich keine Gioconda mehr auffinden. Laß uns doch nächstens dem Grafen Monaldechi unsere Aufwartung machen! Ich muß mich in der Person irren, denn der Mann, der mir bey dem Kommendanten auf dem Capo di Faro so widerlich war, kann unmöglich Giocondens Vater seyn.

Vargendo. Ich will nicht hoffen Bandini, daß der Eindruck, den Gioconda auf Dich gemacht zu haben scheint, dauerhaft seyn wird.

Bandini. Um alles in der Welt! um meiner Glückseligkeit willen, wünsch' ich nicht, daß er sich je verwische!

Vargendo. Bandini! —

Bandini. O es ist Empfindung meines Herzens — Vargendo laß uns den Grafen besuchen! Heute noch.

Vargendo. Und ich setze mein Leben zum Unterpfande, wir sehen Gioconden nicht. Der Graf wird Dich kalt empfangen; wird

sich bloß mit mir unterhalten und Dir auf alles, was Du sagst, kurz oder gar nicht antworten. Traue es meiner Freundschaft zu, daß ich alles unternehme, was Dein Vergnügen befördern kann; bey dem Grafen Monaldechi ist kein Vergnügen für Dich. Er ist ein rechtschaffener Mann, und ganz Messina weiß viel Gutes von ihm zu sagen — Bandini, ich wünschte von ganzem Herzen, ich dürfte gar nicht davon reden.

Bandini. So reden wir wovon anderm, wenn Du willst. Indessen noch das: ist Monaldechi ein rechtschaffener Mann, warum soll ich ihn nicht näher kennen lernen?

Vargendo. Du hast diese Frage Dir schon ehemahls beantwortet, da Du von ihm sagtest: in Genua würde er sich unter dem alten Adel nicht auszeichnen. Ein rechtschaffener Mann und Vorurtheile können sehr gut neben einander bestehen.

Bandini. Du willst sagen: meines Standes wegen würde er mich nicht wohl

aufnehmen. Der Fürst Cosolito hat mich zu sich eingeladen.

Vargendo. Und hat dabey gewiß bestimmt, was er Dir zeigen will, und hat es den nächsten Moment vergessen, daß er Dich eingeladen hat. Ziehst Du aus Cosolito's Einladung den Schluß, daß Monaldechi eben das gethan haben würde, weil Du mit seiner Tochter getanzt hast, so irrst du sehr. Cosolito weiß aus Flüchtigkeit oft nicht, was er thut, und wäre Monaldechi da gewesen, so würde sich der Fürst einen derben Verweis zugezogen haben, wenn er Dir Gioconden zum Tanz angebothen hätte, welches aber in seiner Gegenwart zuversichtlich nicht geschehen wäre.

Bandini. Und das ist wohl gedacht?

Vargendo. Werde ich das behaupten wollen? Es ist Beweis, daß auch ein rechtschaffener Mann große Schwächen oder Vorurtheile haben kann, wie ich bereits gesagt habe.

Bandini. Aber vergessen, daß die Menschen ursprünglich einander alle gleich sind!

Vargendo. Diese ursprüngliche Gleichheit hat bürgerliche Verfassung aufgehoben und fortgesetzte Kultur aus der Gesellschaft verdrängt. Indessen scheint die Natur selbst diese Gleichheit nicht zu begünstigen, weil sie bey den körperlichen und geistigen Vollkommenheiten gewisse Grade beobachtet und dadurch einen über den andern zu setzen scheint.

Bandini. Richtig! Allein folgt man den Winken der Natur? Ist der jetzige Standesvorrang nicht Usurpation? Sagt die Natur: du Genie sollst wieder ein Genie erzeugen? Warum verlangt der dumme Sohn des klugen Vaters den nehmlichen Vorrang?

Vargendo. Genau überlegt, Freund, ist es immer besser, daß der Stand erblich geworden ist. Unordnung, Streit, Krieg und tausend Uebel würden mehr in der Welt

seyn, wenn der Rang jedesmahl nach den Talenten bestimmt werden sollte. Eigenliebe und Neidsucht würden eine immerwährende Gährung unterhalten; wo diese viel zu viel fände, würde jene viel zu wenig finden, und es würde unendlich schwer, wohl ohnmöglich seyn, die Gränzen der Menschenklassen zu ziehen. Jetzt aber, kann sich ein Mann höhern Standes auch nicht mit den Talenten eines niedern messen, so ist doch eine gewisse bestimmte Gränzlinie und mich däucht, der talentvolle niedere Mann kann jene Geburtsvorrechte, die in einem leeren Aeußern bestehen, ganz gleichgültig ansehen, da er weit reellern Vorrang hat, den der wohldenkende Mann höhern Standes nicht verkennt.

Bandini. Als ob auch der talentvolle, wohldenkende Mann nicht viel Beruhigung am äußern Vorrange fände. Ist der Mensch seiner Natur nach nicht zu sinnlich, als daß er sich bloß mit dem Bewußtseyn seiner Geistesvorzüge trösten könnte?

Vargendo. Und der Schluß daraus? — daß der Talentvolle Schwächen haben könne! — Doch laß uns abbrechen Freund; laß uns die Welt nehmen wie sie ist, da unsere Kräfte unvermögend sind, sie umzuändern; und wenn wir es könnten, so wäre es doch noch eine Frage, ob unsere Einrichtung als eine bessere die Probe aushalten würde. Wir wollen vergnügt leben, weil wir rings um uns her weit mehr Ursachen zum Vergnügen, als zum Mißvergnügen erblicken, wenn wir nur sehen wollen. — Der Wagen wird warten und meine Gemahlinn wird schmählen. Ich habe einige Freunde eingeladen, wir wollen auf mein Landgut fahren.

Bandini. Ich werde heut wenig für die Gesellschaft seyn können.

Vargendo. Du wirst lauter Personen sehen, die Dich schätzen, nicht wegen Deines Standes, sondern wegen Deiner Talente.

Bandini. Ich verstehe Dich Vargendo. —

8.

Nicht mindern Eindruck hatte Bandini in Giocondens Herzen zurückgelassen. Ihrer Kammerfrau fiel es auf, daß sie am andern Tage nach der Maskerade so unruhig, so traurig war, welches sie nach einem solchen Vergnügen nie, sondern jedesmahl das Gegentheil bemerkt hatte.

Gioconda wußte sich selbst in ihren Zustand nicht zu finden; es war ihr so enge um die Brust, ihr Blut war in Wallung, ihr Odem gieng so schwer — und das Bild des schönen Genuesers schwebte ihr immer vor Augen. Gern hätte sie es ihrer treuen Maria geklagt; allein, was? wie? sie wußte nichts zu sagen. Endlich brach Maria das Stillschweigen:

„Meine Gioconda!“ sagte sie, „wie ist das, daß ich Dich so still sehe? Du sprichst doch sonst gern und wenn Du andere Menschen gesehen hast, so weißt Du mir so viel zu erzählen? Wie ist das heute? und ge-

stern warst Du doch auf der Maskerade. Hat Dich etwa Cosolito vernachläßigt?

Gioconda. Cosolito? Gute Maria, Du weißt wie ich mit ihm stehe. Weiß ich es doch selbst nicht, warum ich heut nicht sprechen kann; ich habe vielleicht zu viel getanzt.

Maria. Nun gutes Kind, wenn Du einmahl Gelegenheit dazu hast, so tanzst Du immer viel. Du bist bisweilen krank gewesen, weil Du Dich zu sehr erhitzt hast, aber Du hast doch mit mir gesprochen.

Gioconda. Was soll ich Dir sagen, gute Maria. Es war Maskenball und alles war so, wie es auf einem Maskenballe zu seyn pflegt. Nur etwas war — doch nein! es ist auch nichts unterscheidendes, denn meistens habe ich auch fremde Personen gesehen.

Maria. Fremde Personen? Liebes Kind, Du bist fast fremd in Messina und so mag es leicht seyn, daß Dir ganz einheimische Personen fremd vorkommen.

Gioconda. Du hast recht gute Maria; ich kenne so wenig Leute! Aber sage mir, leben denn alle Messinerinnen so einsam? Fast kann ich es nicht glauben, wenn ich verschiedene sprechen höre.

Maria. Mein Kind, für ein junges Frauenzimmer ist es anständig einsam zu leben.

Gioconda. Aber gute Maria, ich weiß mich nur durch einige Straßen zu finden: nach dem Hafen, nach der Kirche — und ich stelle mir es so vor, daß es angenehm seyn muß, wenn man recht bekannt ist. Ein Ort ist doch nicht wie der andere und wenn man denn seine Freyheit hat, dahin, dorthin zu gehen. —

Maria. Gedulde Dich nur gutes Kind, bis Du dereinst die Gemahlinn des Fürsten Cosolito seyn wirst; dann hast Du mehr Freyheit und wirst mehr bekannt werden.

Gioconda. Cosolito? Ja gute Maria! — Du bist meine einzige Freundinn

und ich könnte Dich Mutter nennen, so liebe ich Dich. Du weißt es ja gute Maria, daß mir Cosolito nur dann willkommen ist, wenn er mir die Erlaubniß meines Vaters bringt, mich dahin oder dorthin zu führen.

Maria. Gutes Kind, Dein Vater hat ihn Dir zum Gemahl bestimmt und Cosolito, mag das Gott danken; denn in ganz Sizilien giebt es nur eine reiche Erbinn Monaldechi.

Gioconda. Nur eine reiche Erbinn Monaldechi — Du hast mir das oft gesagt, gute Maria; aber ich dächte Du sagtest es nicht mehr, weil ich nicht einsehe, wie das mir einen so großen Werth geben kann, daß ich die einzige Erbinn Monaldechi bin.

Maria. Ist Dein Vater, der Graf Monaldechi nicht der reichste Graf in Sizilien? Du verdienst Fürstinn zu seyn —

Gioconda. Wir wollen nicht mehr davon reden, gute Maria; warum? weiß ich selbst nicht, aber selbst der Nahme Cosolito

und

und was damit zusammenhängen kann, ist mir so widrig. Ja wenn — —

Maria. Nun? wenn?

Gioconda. Ich hab' es vergessen, was ich sagen wollte. Eben fiel mir der junge Genueser ein, mit dem ich gestern tanzte.

Gioconda ward roth bey den Worten: der junge Genueser, und es war ihr, als ob ihr ein Geheimniß entschlüpft wäre. Und doch ward ihr auch so wohl dabey, vermuthlich, weil sie nun Gelegenheit hatte, von Bandini zu sprechen.

Maria. Mit einem jungen Genueser? wie weist Du das?

Gioconda. Cosolito kennt ihn; er ist eines gewissen Bargendo's Freund und beide redeten mit uns. Glaube gute Maria, wenn ich dem Fürsten je für etwas danke, so ist es dafür, daß er den Genueser aufmunterte, mit mir zu tanzen.

Maria. Kleine Thörinn!

Gioconda. Thörinn nennst Du mich? Gute Maria! Du würdest anders sprechen, wenn Du ihn sehen solltest! wenn Du ihn tanzen sehen solltest! So lange ich lebe hat mir kein Tanz so großes Vergnügen gemacht. Glaube mir, wie wir Arm in Arm dahin rollten, so war mir so wohl, als es den Seligen schwerlich seyn kann. Du solltest ihn nur sehen, gute Maria! Ich habe sehr genau Achtung gegeben; alle Damen beobachteten ihn und jede schien sich mit außerordentlicher Munterkeit in die Tanzreihe zu stellen, die er aufforderte.

Maria. Du sagst viel zu seinem Lobe.

Gioconda. Gute Maria, ich sage nichts. — Wir waren im Nebenzimmer; er brachte mir Eis, und nahm seine Maske ab. Maria, die häßliche Maske verbarg ein Gesicht — Du kennst das Bild in der Kirche der Santa Maria, wo der Menschensöhner die kleinen Kinder zu sich ruft; es ist ein schönes Gesicht das Gesicht des Menschen-

söh-

söhners; aber Maria, das Gesicht des Genuesers übertrift es nicht.

Maria. (kreuzet sich) Sünderinn ohne gleichen! Bete Kind ein Ave Maria und ein Vater unser, daß Du Vergebung Deiner Sünden erhälst. Du vergleichst Gott mit einem Menschen, das ist eine große Versündigung.

Gioconda. Gott vergebe mir! aber es ist wa —

Maria. (hält ihr den Mund zu) Gioconda! mein Kind! Du fährst fort zu sündigen.

Gioconda. Gute Maria, wenn ich mich nun solcher Gedanken nicht erwehren kann? — Ich muß es Dir nur bekennen, gute Maria, ich verliere das Bild des Genuesers nicht aus meinen Augen und nicht aus meinen Gedanken; ich seh' ihn bey offnen und geschlossenen Augen.

Maria. Sonderbar, daß der Mensch einen solchen Eindruck auf Dich gemacht hat! — Es wird sich ändern Kind, wenn Du ihn nicht mehr siehst.

Gioconda. Aendern, wenn ich ihn nicht mehr sehe? Eben das, gute Maria, macht mich traurig, daß ich ihn nicht mehr sehen soll! Wenn Du mich liebst, gute Maria, so mache mir Hoffnung, daß ich ihn wiedersehen werde; aber — Du kannst das nicht, und ich werde ihn wohl nicht wieder sehen.

Maria. Stille Kind, wenn das Dein Vater hören sollte, er würde zürnen.

Gioconda. Zürnen sagst Du? — Mir ist es, als ob ich krank wäre. Frage mich aber nicht, was mir fehlt, gute Maria; denn ich weiß es gewiß selbst nicht und doch — so angst, so benoth!

Maria. Leg' Dich in's Bette Kind, und Dir wird besser werden. Wenn Dein Vater fragt oder Deine Mutter, so will ich sagen: sie hat Kopfweh.

Gioconda. Du wirst keine Unwahrheit sagen, ich glaube wirklich, daß ich Kopfweh habe.

Maria. (lächelnd) Du glaubst es nur? Du mußt viel getanzt haben, Gioconda, daß Du bloß glauben willst, was Du eigentlich fühlen müßtest.

Gioconda legte sich wirklich aufs Bette. Die gute Maria argwohnte noch nicht, was mit dem Herzen ihrer Pflegetochter vorgegangen war. Einem Mädchen, dachte sie, das so eingezogen und einsam erzogen worden, das so wenig Gelegenheit hat, die Verschiedenheit der männlichen Gestalten und Gesichter zu sehen, kann wohl eine Figur auffallen; indessen die Eingezogenheit ist das beste Verwahrungsmittel, daß sie dem Herzen nicht anhänglich und unentbehrlich werden kann. Zudem konnte sie noch weniger Argwohn schöpfen, weil Gioconda jedesmahl, wenn sie bey solchen Gelegenheiten gewesen war, immer so viel neues gesehen hatte, daß sie einige Zeit nachher unruhig war, da sie sich für den Genuß der Welt abgesondert fand und dabey unendlich viel zu verlieren glaubte;

diese Unruhe legte sich aber nach und nach wieder, und Maria, die das an ihr gewohnt war, dachte also auch jetzt an nichts mehr.

9.

Der Fürst Cosolito kam in Begleitung des Grafen Monaldechi und wollte Gioconden seine Aufwartung machen. „Sie ist müde, das gute Kind,“ sagte Maria, „und hat sich auf's Bett gelegt; sie mag wieder viel getanzt haben.“

„So sag' ihr, wenn sie aufsteht,“ erwiederte Cosolito, „daß ich ihr meine Schuldigkeit habe bezeugen wollen.“

Der Graf wollte, daß Gioconda gerufen werden sollte; allein Cosolito verbat es, weil ohnedem schon die bestimmte Zeit vorüber wäre, daß er bey einer andern Vergnügungspartie hätte erscheinen sollen, und empfahl sich.

Monaldechi war ungehalten auf Marien, daß sie Gioconden so viel Freyheit ließe.

„Frey=

„Freyheit, gnädiger Herr," antwortete Maria? „das arme Kind hat weniger Freyheit, als ein Frauenzimmer in Messina. Sollte ich ihr nicht die Ruhe gönnen, da sie müde war?"

Graf. Du konntest aber vermuthen, daß ihr Cosolito seine Aufwartung machen würde; und Du weißt meine Absichten mit ihm.

Maria. Wohl weiß ich sie und ich beklage Gioconden, doch ohne ihr etwas merken zu lassen. Ich liebe die gute Seele, wie meine Tochter.

Graf. Beklagen? — Maria, solltest Du meinen Absichten entgegen handeln! Du vermagst alles bey ihr und von Dir werde ich es fordern, sollte meine Tochter Abneigung äußern.

Maria. Gnädiger Herr, wegen ihrer Sitten können Sie Rechenschaft von mir fordern, und ich werde bestehen, da sie gewiß mit allen Messinerinnen wetteifern kann; aber gnädiger Herr, Neigung des Herzens? —

die vermag ich nicht zu lenken. Ich rede das Beste von Cosolito und stelle ihr die großen Vorzüge, die sie als seine Gemahlinn zu erwarten hat, so deutlich vor, als ich kann, und mehr steht nicht in meinen Kräften.

Graf. Und was sagt sie dann?

Maria. Daß sie alles das nicht begreifen könnte, und daß ihr Cosolito bloß deshalb angenehm wäre, weil er ihr die Erlaubniß von Ihnen brächte, sie da- oder dorthin zu führen.

Graf. (schüttelt den Kopf) Und meinst Du Maria, daß sich in ihr leichter eine Neigung entspinnen möchte, wenn ich die Erlaubniß verdoppelte? — Ich habe ihren Umgang so eingeschränkt, um sie desto eher nur an einen Gegenstand zu gewöhnen und von allen Vergleichungen mit andern abzuhalten.

Maria. Wenn nur Cosolito der Mann ist, der Neigung in ihr erregen kann!

Monaldechi. Und sollte denn Rang und Ansehen nicht würken? gesetzt auch, Cosolito

solito besäße nicht ganz die Gabe sich in ein Damenherz einzuschleichen.

Maria. Und wenn nun Gioconda keinen Begriff von Rang und Würde hat? Wenn es nicht möglich war, ihr von der Verschiedenheit der Stände und dem Werthe des Höhern, bey ihrer eingeschränkten Erziehung, einen richtigen Begriff beyzubringen?

Monaldechi. Sonderbar! daß sie eine Gräfinn ist und keine gemeine Messinerinn, und daß sie Fürstinn werden soll, was ist das so schwer zu begreifen?

Maria. Und doch wohl sehr schwer, weil sie in der großen Welt, bey freyer Erziehung, nicht die Vorzüge sieht, die Rang und Würde ohne eignes Zuthun ertheilen. Sie kennt die Nahmen aber nicht den Gehalt.

Monaldechi. Warum sagst Du nicht geradezu: ich habe bey der Erziehung meiner Tochter einen ganz falschen Plan befolgt. Maria, Maria! wenn Du solche Grundsätze

meiner Tochter beygebracht hättest, die meinen Plan vereitelten —

Maria. Gnädiger Herr; ich rufe alle Heiligen zu Zeugen, ich habe meine Pflichten nach allen meinen Kräften erfüllt und bin mit Wissen auch nicht im Geringsten von Ihren Vorschriften abgegangen. Bin ich besorgt für Gioconden, so ist es weil ich sie liebe; weil sie es nicht verdient, einen Gemahl zu bekommen, den sie nicht lieben kann, da sie doch ein so liebevolles Herz hat. Gnädiger Herr, ich kenne das Unglück, in sich Liebe zu fühlen und einen Gemahl wählen zu müssen, den man nicht lieben kann.

Monaldechi. Du bist eine Römerinn.

Maria. Ja gnäd'ger Herr; ich kam von Rom nach Messina.

Monaldechi. Also keine gebohrne Römerinn?

Maria. Gnädiger Herr! ich bin nun zwanzig Jahr in Ihrem Hause; wenn ich mein eigentliches Schicksal zum Geheimnisse ma=

mache, so verzeihen Sie mir. Ich bin so glücklich gewesen die ganze Zeit her Ihre Zufriedenheit zu verdienen und mein trauriges Schicksal hätte mir nirgends mehr erleichtert werden können, als in Ihrem Hause.

Monaldechi. Ich werde nicht in Dich dringen, wenn Du nicht offenherzig seyn willst. Nimm aber meine heilige Versicherung: wenn Gioconda Neigung gegen Cosolito zeigt, so will ich Dich als ihre Mutter ehren.

Gioconda hörte ihren Vater sprechen. Sonst immer flog sie ihm entgegen und nutzte jede Gelegenheit ihn zu sprechen, welches ohne seine Erlaubniß nicht geschehen durfte. Bey aller Entfernung aber, in welcher Monaldechi mit seiner Tochter lebte, war sie ihm nichts weniger als gleichgültig. Er liebte sie mit aller väterlichen Zärtlichkeit, aber er glaubte, ihr durch eine solche Erziehungsmethode wohlzuthun, und unterdrückte die Neigung, sein einziges Kind oft zu sprechen.

Seiner Gemahlinn fiel es schwerer die mütterlichen Besuche und Unterhaltungen so einzuschränken; allein auch sie that sich alle Gewalt an, weil sie der Graf bedrohete, daß er Gioconden in einem Kloster erziehen lassen wollte. Um nun mit ihrer einzigen Tochter doch wenigstens unter einem Dache zu wohnen, so gab sie den Foderungen ihres Gemahls nach; und um so eher, weil sie den Gehalt der Klostererziehung kannte, da sie selbst den ersten Frühling ihres Lebens im Kloster vertrauert hatte.

Gioconda war nun zwar nicht im Kloster selbst, doch wie im Kloster. Sie sahe und sprach Niemanden, als bisweilen ihre Eltern, nur sehr selten andere Personen, und erst seit der Absicht ihres Vaters mit dem Fürsten Cosolito, erhielt sie bisweilen die Erlaubniß, daß er sie an Vergnügungsorte begleitete, wo der Graf fast jedesmahl auch zugegen war.

Von

Von der Zeit an aber, daß Gioconda so einige Blicke in die Welt gethan und mit einigen andern Personen ihres Standes, Alters und Geschlechts Bekanntschaft gemacht hatte, fühlte sie eine geheime Unzufriedenheit mit ihrer Lage und klagte deshalb oft gegen ihre gute Maria. Diese suchte zwar alles auf, sie zu trösten und ihre Eingeschränktheit liebenswürdig und lobenswürdig zu machen; allein Gioconda, wenn sie alles auch nicht zu widerlegen wußte, so fühlte sie es doch ganz anders und ihre Unzufriedenheit ward nicht vermindert, sondern vermehrt.

Maria bemerkte alles genau, was bey ihrer Pflegetochter vorgieng, bedauerte sie herzlich und befolgte den Auftrag des Grafen: Gioconden wegen einer künftigen Vermählung mit dem Fürsten Cosolito vorzubereiten, um so williger, weil sie dieses als ein Beruhigungsmittel ansahe und wünschte herzlich, daß der Zeitpunkt nahe seyn möchte, daß ihre

gute Pflegetochter aus ihrer traurigen Lage versetzt würde.

Gioconda hörte alle Lobeserhebungen und Schmeicheleyen des Fürsten gleichgültig an; sie sah es gern, wenn er kam, und dann am liebsten, wenn er ihr eine Vergnügungspartie ankündigte. Von einer Neigung zu ihm wußte sie nichts. Seit der Bekanntschaft mit ihm, war ein Jahr verflossen; sie sah jetzt Bandini, und warum? wußte sie selbst nicht, aber sie fühlte Widerwillen gegen den Fürsten und Kälte gegen ihren Vater. Und daher eilte sie jetzt nicht ihrem Vater entgegen, da sie ihn sprechen hörte, sondern wartete, bis er sich entfernt hatte. Marien befremdete dieß Benehmen.

Maria. Meine Gioconda, der Fürst und Dein Vater waren hier.

Gioconda. Ich hört' es wohl, gute Maria! wenigstens habe ich meinen Vater reden hören.

Ma=

Maria. Und Du kamst doch nicht?

Gioconda. Nein, ich kam nicht!

Maria. Und wirst mir es doch sagen, warum?

Gioconda. Ich wollte Dir es sagen, wenn ich mehr wüßte, als daß ich Abneigung fühlte. Wie ich seine Stimme hörte, — ich schlummerte und erwachte eben, so war mir, als wollt' ich, wie gewöhnlich zu ihm; allein, es ward mir, als würd' ich roth, als schämt' ich mich, und ich blieb.

Maria. Schämen? Kind Du träumst! Wovor wolltest Du Dich schämen?

Gioconda. Weiß ich es doch selbst nicht. Es ist mir als ob ich krank wäre; nicht eben krank, aber so bänglich um's Herze. Es ist mir, als sollte ich irgend wohin, und kann es doch nicht angeben, wohin — als ob ich etwas verlohren hätte. — Gute Maria, erzähle mir etwas.

Maria. Was soll ich Dir erzählen Kind? Du machst mir bange. Soll ich es Deinem

Vater

Vater oder Deiner Mutter melden, daß Dir nicht wohl ist?

Gioconda. Nein Maria, Du mußt nichts sagen, sie würden dann in mich dringen, daß ich es ihnen sagen sollte, was mir fehlt, und gute Mutter Gottes! ich weiß nichts mehr, als daß ich so unruhig bin.

Maria. Cosolito bedauerte es, daß er Dich nicht sprechen konnte. Aufhalten konnt' er sich auch nicht, weil Gesellschaft auf ihn wartete, und Dein Vater war ungehalten, daß ich Dir so viele Freyheit ließe.

Gioconda. Vermuthlich wird der Genueser bey der Gesellschaft seyn. Du solltest ihn nur sehen gute Maria, eine ganze Gesellschaft erhält durch ihn mehr Leben.

Maria. Wie magst Du das sagen, da Du ihn gestern zum ersten Mahle auf der Maskerade gesehen hast?

Gioconda. Du hast auch recht! Vergieb mir, gute Maria, ich weiß nicht, was ich sage.

10.

Bandini war in einer ausgesuchten Gesellschaft, in welcher er sich oft schon sehr vergnügt hatte, unthätig und nachdenkend. Man versucht' es ihn aufzuheitern und in das gesellschaftliche Vergnügen mit einzuflechten; allein er hatte für nichts Sinn und Gefühl.

Er haderte mit der Vorsehung, daß sie ihn zum Sohne eines unbemittelten Genuesischen Kaufmannes gemacht, daß sie es zugelassen, daß sich das Menschengeschlecht in verschiedene Stände abgesondert hätte: und was dergleichen Hindernisse mehr waren, daß er keinen Anspruch auf die reiche schöne Erbinn Monaldechi machen konnte.

Bargendo bedauerte es jetzt sehr, die Veranlassung dazu gegeben zu haben, daß sein Freund Gioconden näher kennen lernte. Allein wie konnt' er vermuthen, daß eine flüchtige Bekanntschaft eine so große Veränderung in ihm zuwege bringen sollte, da sein Freund alle andere, nicht minder schöne Messinerinnen,

nen, mit einer kalten Selbstgenügsamkeit betrachtet, und alle zuvorkommende Artigkeiten mit gleichgültiger Höflichkeit beantwortet hatte. Indessen tröstete er sich mit der Zeit, daß sie die Aufwallungen seines Blutes beruhigen würde, da so leicht keine Gelegenheit vorfallen konnte, Gioconden zu sehen, vielweniger zu sprechen.

Allein Bandini's Schwermuth und Trübsinn vermehrte sich; nur selten konnte ihn jetzt sein Freund zu irgend einer Zerstreuung bereden; er verschloß sich in sein Zimmer, gieng allein aus, durchstrich einsame Gegenden und war in sich gesenkt und tiefsinnig.

Einst Abends kam Vargendo zu ihm und nach der freundschaftlichsten Begrüßung lenkte er ein:

„Wenn Bandini, wenn soll ich Dich wieder heiter sehen? und was ist es, daß Du Dich sogar meiner freundschaftlichen Unterhaltung entziehst?“

Bandini. Vargendo! Freund, ich bin unglücklich! vergieb mir, daß ich Deine Freundschaft so undankbar behandle! Ich werde — ich muß fort!

Vargendo. Du mußt fort? und was treibt Dich?

Bandini. Ich mich selbst. Ich — will in's Kloster; ich bin nicht für die Menschen.

Vargendo. Ein Mann von Deinen Talenten, Deinen Kenntnissen, für den die Welt so viel und der für die Welt so viel seyn könnte, läßt eine Leidenschaft die schönsten Anlagen zu Grunde richten!

Bandini. Eine Leidenschaft? Vargendo könntest Du in meinem Herzen lesen! — erzählen — erklären — das kann ich nicht. Jetzt bin ich so gefaßt, so gesetzt; denke mich über allen Menschentand so erhaben; lächle mit kalter Weisheit über alles, woran sich das menschliche Herz hängen kann; schelte mich und alle Thoren, die Ehre, Stand und

Reichthum als Götzen ehren; aber Freund — habe Mitleiden mit meiner Schwäche, wenn es Schwäche ist: indem ich mit so großer Selbstgenügsamkeit philosophire, so überfällt es mich wie Fieberhitze; ich erblicke mich ohne Ehre, ohne Stand und ohne Vermögen; etwas in mir treibt mich hinan und von keiner Seite erblicke ich Mittel, wie ich mir hinan helfen könnte und alle Philosophie schwindet wie Tand und wird vom Gefühl so verdrängt, daß auch nicht ein leichter Zuruf des Trostes mir entgegen hallt.

Vargendo. Bandini! was hör' ich! die Sprache der Verzweifelung aus Deinem Munde? Du bist ungerecht; klagst über Ehre —

Bandini. Ich weiß, was Du sagen willst; aber aufrichtig Freund, die Ehre, die man mir hier erweiset, wem verdank ich sie? Dir oder mir? Ich muß mit Krücken gehen, ohne daß ich ein Krüppel bin.

Vargendo. Wie sonderbar! wie überspannt! wie sinnreich Du bist, Dich selbst zu quälen! Du bist krank Freund —

Bandini. Wohl bin ich das!

Vargendo. Und Zerstreuung wird das einzige Heilmittel seyn.

Bandini. Zerstreuung! (Schüttelt bedenklich den Kopf) Ich meine, eher die einsamen Klostermauern und die ungestörte Selbstbetrachtung; abgesondert von allem, was zerstreuen kann.

Vargendo. Du machst mich traurig, Freund! — ich glaubte die Liebe —

Bandini. Die Liebe? Ah Du zielst auf Gioconda Monaldechi! Ist sie nicht Gräfinn? die einzige Erbinn des reichsten Grafen in Sizilien? die Verlobte des Fürsten Cosolito? Alles das hast Du mir ja gesagt! und ich heiße Roderigo Bandini schlecht weg, und mein Vater war ein kleiner Kaufmann in Genua.

Vargendo. Wie bitter Du das alles sagst! Doch wir kommen wieder auf das Vorige und ich denke wir brechen davon ab. Vermag meine Freundschaft etwas über Dich, so entziehe Dich nicht so meiner Gesellschaft; suche Zerstreuung und die Heiterkeit wird in Deinem Herzen wieder aufleben. Der Kommendant auf Capo di Faro hat uns auf Morgen einladen lassen, Du wirst uns doch begleiten?

Bandini. Werden wir den Grafen dort finden?

Vargendo. Vielleicht! doch möcht ich es nicht wünschen, weil sein gewöhnliches Betragen Deiner Aufheiterung hinderlich seyn würde.

Bandini. Aber Vargendo, ich sehe nicht ein, warum Du mir den Mann so verhaßt machen willst?

Vargendo. Will ich denn das, Freund? Alles was ich noch gesagt habe, ist es mehr, als Bestätigung eines Urtheils, das Du selbst

selbst über ihn gefällt hast? ich kenne Dich und kenne den Grafen, und weiß, daß ihr nach eurer Denkungsart wahre Antipoden seyd; und wenn ich nun sage, daß er nichts zu Deiner Aufheiterung beytragen wird, gar nicht kann; wie kannst Du sagen, daß ich Dir ihn verhaßt machen will?

Bandini. Vergieb mir Vargendo, ich weiß nicht, was ich rede. Ich bin mißtrauisch, argwöhnisch — ich habe eine unglückliche Laune.

Bandini ließ es seinem Freunde nicht merken, daß ihm Gioconda so sehr am Herzen läge und vielleicht hatte auch die Liebe weit weniger Antheil an seiner Verstörung, als die Ehrsucht.

Die Ehrsucht hat allemahl Eigensinn zur Gesellschaft. Was sie ohne sonderliche Schwierigkeiten erreichen kann, und sey der Gegenstand auch wirklich wichtig, rechnet sie nie hoch an; allein stoßen ihr Schwierigkeiten auf, die sich nicht heben lassen wollen, und

sey der Gegenstand eine Kleinigkeit, so beharrt der Eigensinn darauf und vernichtet Ruhe und Zufriedenheit. Ich werde nicht irren, wenn ich behaupte, daß dieß der Fall bey Bandini war.

Er sah Gioconden; hörte, daß sie die einzige reiche Erbinn des Grafen Monaldechi war und dieß machte einen starken Eindruck auf ihn. Er hörte, daß sie klösterlich erzogen würde und nur für Wenige sichtbar wäre, und seine Ehrsucht fand sich beleidigt, daß er sie nicht wie die Wenigen sehen und sprechen sollte, oder vielmehr seine Ehrsucht verlangte, daß bey ihm eine Ausnahme gemacht würde. Er hörte, daß sie dem Fürsten Cosolito zur Gemahlinn bestimmt wäre, und sein ganzes Wesen empörte sich, daß er dem Fürsten nicht den Rang ablaufen könnte. War alles das nicht; sahe Bandini Gioconden in den Gesellschaften, die er besuchte; stellten sich ihm nicht so große Schwierigkeiten entgegen, wahrscheinlich hätte er sie mit eben der kalten

Selbstgenügsamkeit behandelt, wie er alle andere Damen behandelte.

Ehemahls war es zwar in seinem Plane, sich durch eine Verheirathung in eine große und ansehnliche Familie zu schwingen, und noch hieng er bisweilen dem Gedanken nach; allein eben seine Ehrsucht machte ihn bedenklich und schüchtern, weil ihm der bloße Gedanke an eine abschlägige Antwort bis auf den Grund erschütterte. Es sollte sich nun so fügen und seine Eigenliebe schmeichelte ihm damit, daß ein großer Mann seine Verdienste und seine Körperfigur gehörig schätzen und es sich zur Ehre machen würde, ihn in seine Familie zu ziehen.

Man wird Bandini für einen ausgemachten Thoren halten, und sein Betragen lächerlich finden; allein ich glaube, man handelt darinn zu voreilig. Man muß die Stärke der Leidenschaften kennen, und man wird behutsamer im Urtheilen seyn. Es ist sehr leicht gesagt: ein weiser Mann muß Herr über seine

Leidenschaften seyn; allein nicht so leicht ist es ausgeführt. Es ist nicht so schwer ein solcher weiser Mann zu seyn, wenn das jugendliche Feuer gedämpft ist, und wenn die Leidenschaften keinen Wirkungskreis vorfinden; allein wenn jenes in vollen Flammen lodert und Nebenverhältnisse den Wirkungskreis beschränken? —

Der Mensch ohne Leidenschaft wird ein sehr alltäglicher Mensch seyn und keine seiner Handlungen wird sich als groß auszeichnen. Auch das ist leicht gesagt: man muß den Leidenschaften eine gute Richtung geben; allein kennen wir wohl den natürlichen Menschen so genau? sind wir mit dem Gange der Leidenschaften so bekannt, daß wir sie nach Gefallen leiten und lenken können? Ich glaube, wir sind mit allen unsern Bemühungen für die Erziehung noch nicht einmahl auf der Spur, wie wir die Kollisionen zwischen dem Naturmenschen und dem bürgerlichen Menschen so ausgleichen können, ohne daß einer

den andern schikanirt, und zur Stöhrung der Zufriedenheit und Glückseligkeit Anlaß giebt.

II.

Gioconda versäumte selten die Messe in der Kirche der Santa Maria la nuova, weil dieß der einzige Ausgang war, der ihr frey stand. Oft begleitete sie ihre gute Maria dahin; meistens aber ihr Kammermädchen, das an der Thüre wartete oder sonst einen eignen Ort nach Gefallen wählte.

Einen Monat und wohl später noch, nach jenem Maskenballe, kam sie ganz verstöhrt aus der Messe. Ihr Gesicht glühte, ihre Augen glänzten und ihr Odem drängte die Brust empor.

Maria. Heilige Rosalie! Kind, was ist Dir? Gott Du siehst schrecklich erhitzt.

Gioconda. (Fällt ihr um den Hals) O gute Maria, hilf mir! O ich habe keinen Odem mehr! o Gott meine Brust! —

Maria. Kind, was ist Dir begegnet? soll ich Deinen Vater oder Deine Mutter rufen?

Gioconda. Nein Maria! Nein! rufe nicht ihn! rufe nicht meine Mutter! noch weniger meinen Vater.

Maria. Ich vergehe vor Angst! was fehlt Dir? mein Gott Du glühst? Du bist krank!

Gioconda. Krank meinst Du? O Maria! wenn ich eine Freundinn hätte! wenn Du meine Freundinn wärest! — Ich wollte wohl Dir etwas sagen, oder — nein ich wollte Dich um Rath fragen.

Maria. Gioconda! meine Gioconda! seit wenn setzest Du Mißtrauen in mich? lieb' ich Dich nicht wie meine Tochter?

Gioconda. Nun so höre! aber verrathe mich ja nicht! denn sieh, wenn es mein Vater erführe — es kann uns doch niemand hören? (Sie geht nach der Thüre, macht sie auf und

sieht.

sieht, ob wohl jemand da ist) Nein es ist niemand da.

Maria. Mir ist bange bey Dir Kind; es ist mir, als wärst Du am hitzigen Fieber krank.

Gioconda. Ich weiß nicht, wie es dem seyn mag, der so krank ist; aber — mir ist auch recht schlimm. Glaube nur gute Maria — mir ist so enge um meine Brust — ah! und so bange, als hätte ich ein Verbrechen verübt.

Maria. Nun liebe Gioconda! gutes Kind, so rede doch! was ist Dir begegnet?

Gioconda. O meine Gute! — Mir ward so wohl, als er mich anredete — —

Maria. Wer Kind? wer?

Gioconda. Wie ich ihn erblickte, so war es mir, als ob ich zu Boden sinken sollte; aber wie er mich anredete — ich kann Dir es nicht sagen, gute Maria, was er zu mir sagte; aber der Ton seiner Stimme brachte mich wieder zu mir selbst, und ich ward es

ge=

gewahr, daß er meine Hand hielt. Ich zitterte und hätte sie gern zurückgezogen; allein ich konnte nicht; es war mir, als müßt' ich mich an ihm festhalten. O gute Maria, der Blick, mit dem er mich ansahe! — so wohl und bange, wie mir um das Herz war! — o Gott!

Maria. Kind, Kind! Du träumst oder schwärmst! von wem sprichst Du?

Gioconda. Hab' ich Dir das noch nicht gesagt? Nun sieh gute Maria, ich weiß nicht, was ich sagen soll, wovon ich zuerst reden soll! Lieber Gott, ich bin so schwach! — Ich glaubte ihn nie wieder zu sehen und so unverhoft! —

Maria. Wen denn gutes Kind! Gioconda, ich zittre an allen Gliedern!

Gioconda. Bandini!

Maria. Bandini? Wer ist der Bandini?

Gioconda. Wie vergeßlich Du bist! Habe ich Dir nicht von ihm erzählt? neulich, wie ich auf dem Balle gewesen war? Maria,

Du solltest ihn sehen! gewiß Du sahst nie einen schönern jungen Mann!

Maria. Heilige Rosalie, Kind Du machst Dich und mich unglücklich!

Gioconda. Dich unglücklich?

Maria. Wenn es Dein Vater erfährt, daß Du den Fremdling gesprochen hast!

Gioconda. Wirst Du es ihm sagen?

Maria. Gute Mutter Gottes steh uns bey! Nicht wahr, ein Genueser ist er?

Gioconda. Ja! ein Genueser; aber Maria, wenn Menschen vom Himmel herab zu uns auf Erden kommen können, so ist er vom Himmel herab nach Messina gekommen; ihm gleicht kein Sterblicher!

Maria. Und vom niedern Stande?

Gioconda. Er heißt Bandini und Herr von Bargendo ist sein Freund.

Maria. Bandini ein Genueser; vielleicht eines gemeinen Bürgers Sohn, und die Gräfinn Monaldechi, die einzige Erbinn,

die reichste Gräfinn in Sizilien, verlobte Braut des Fürsten Cosolito —

Gioconda. (Eifrig.) Nenne mir nicht noch einmahl den Nahmen Cosolito; seitdem ich Bandini kenne, ist er mir verhaßt. Maria; wenn der Fürst kommt, wenn er sich melden läßt, ich bin krank! Maria, hörst Du's? ich kann, ich mag ihn nicht mehr sehen.

Maria. Und Dein Vater wird kommen und in Dich dringen, was Dir fehlt — Gioconda, Gioconda entferne die Gedanken, sie führen Dich dem Unglücke in die Arme, und ich? — O weh! Dein Vater wird mir die Schuld beymessen; Du machst auch mich unglücklich.

Gioconda. (Fällt ihr um den Hals und weint) Meine Maria! meine Mutter, meine Freundinn! was soll ich thun? was kann ich thun? — daß das alles so ist in mir, bin ich nicht Schuld. Ich bin krank! — Ach Bandini, wenn werd' ich Dich wieder sehen!

Ma-

Maria. Nie mein Kind, nie! Er ist Stöhrer Deiner Ruhe, Deiner Glückseligkeit. Verachte ihn Kind, verabscheue ihn —

Gioconda. Ihn verabscheuen? Nein Maria! sage mir das nicht noch einmahl. Warum soll ich ihn verabscheuen? was that er mir? Find' ich nicht in seinen Blicken Ruhe? — So lange hatt' ich ihn nicht gesehen und ein dumpfer Schmerz wühlte in meiner Brust. Ich sah' ihn wieder, und Gefühl der Seligkeit durchströmte mich — Maria und ich sehe ihn nicht mehr und qualvolle Angst tobt, tobt in mir. Laß mich ihn wieder sehen, daß ich ruhig werde!

Maria. Kind, ich schelt' ihn einen Bösewicht! Er hat Dich verführt durch glänzende Worte; Du bist unschuldig und unerfahren und bist verblendet worden. Sag' ihm, wenn er es wagt, Dich wieder anzureden, er solle die Rache Deines Vaters und des Fürsten fürchten. Der Verwegene, was unternimmt er? Sich an die Monaldechi zu wagen?

gen? Der armselige Mensch im Staube gebohren, stöhrt die Ruhe in einem der ersten Häuser in Messina? Ich werde Dich künftig in die Messe begleiten, ich will nicht von Deiner Seite weichen und er wage es, Dir nahe zu kommen. —

Gioconda. Halt ein Maria, Du zersprengst mir mein armes Herz. Rede weiter und Du wirst sehen, daß meine Augen brechen. Ich schwöre Dir Maria! bey allen Heiligen schwör' ich es Dir! höre den Schwur und dann unternimm was Du willst! — Bey allen Heiligen schwör' ich es Dir: wenn ich Bandini nicht mehr sehe, bin ich des Todes!

Maria. Heilige Mutter Gottes steh' mir bey! Kind ich muß —

Gioconda. Was mußt Du? Maria, Du meine Mutter, was mußt Du?

Maria. (weinend) Heilige Rosalia steh' mir bey!

Gioconda. Du weinst Maria? Hast Du Mitleiden mit mir armen Mädchen?

Ich

Ich danke Dir gute Maria — o wenn Du wüßtest! —

Maria. Aber liebe, theure Gioconda, sage mir, wie hat Dich der Mensch so eingenommen? Allein Du bist gut, zutraulich und unerfahren, und er ist listig; seine Schmeicheleyen haben Dein unschuldiges Herz bethört.

Gioconda. Du solltest ihn nur sehen, wie groß, wie edel er vor Dir steht! und wenn er spricht! — der Ton seiner Stimme erschüttert das Herz und seine Worte mit seinen Blicken reißen Dich an ihn. Wie glücklich bin ich, meine Gräfinn, sagte er zu mir, daß ich sie einmahl wieder sehe! Die Worte an sich sind so gemein; aber der Ton seiner Stimme! seine Blicke — glaube mir, gute Maria, ich hätte an seinen Busen sinken und ihm danken mögen, daß mir durch ihn so wohl, so selig ward.

Maria. Heilige Rosalie, bitte für uns, daß das Unglück abgewendet werde!

12.

Marien war jetzt der Zustand ihrer Pflege-tochter nicht mehr gleichgültig. Es lag ihr schwer am Herzen, was sie thun sollte. Sie hielt Bandini für einen Betrüger, der Gioconden durch List und Schmeicheleyen in's Garn gezogen hätte, und überlegte, ob sie den Umstand dem Grafen entdecken sollte. Allein, wenn sie überlegte, wie jähzornig der Graf war und wie wenig er in seiner Hitze auf Gründe und Entschuldigungen hörte, so schauderte sie bey dem Gedanken zurück.

Sie sah voraus, daß er ihr alle Schuld beymessen, daß er Gioconden mißhandeln und daß Bandini's Leben in Gefahr gerathen würde. Sollte sie die Sache der Gräfinn mittheilen? so konnte der Erfolg vielleicht noch härter seyn, weil sie leicht durch ihre Unruhe den Grafen auf Argwohn bringen könnte, der dann mit Gewalt von ihr das Geheimniß erpressen würde. Nach langem Nachdenken beschloß sie endlich selbst mit Bandini zu sprechen.

chen. Ist er ein edeldenkender Mann, schloß sie, so werd' ich ihn überreden, daß er Gioconden nicht mehr spricht, oder wohl gar Messina verläßt, und die Zeit wird sie beruhigen.

Diesen Entschluß führte sie aus. Sie rief ihre Bediente; „Gianetta,“ sagte sie, „bey dem Herrn von Bargendo soll sich ein junger Genueser aufhalten, mit Nahmen Bandini. Bloße Neugierde treibt mich, daß ich ihn sprechen möchte; dem Nahmen nach muß er ein Verwandter von mir seyn, und wer spricht nicht gern seine Verwandte, besonders in einem fremden Orte? Wir leben aber hier wie in einem Kloster; aller Wahrscheinlichkeit nach kommt dieser Genueser nie in unser Haus; und wär' das auch, so würde doch ich ihn nicht sprechen können. Ich weiß also kein ander Mittel, als Du überbringst ihm einen Brief von mir.“

Gianetta war bereit dazu, und versprach es heilig, keiner Seele im Hause etwas von dieser Bestellung zu sagen.

„Auch dort mußt Du nicht sagen,“ fuhr Maria fort, „von wem Du abgeschickt bist. Du übergiebst den Brief und fragt man; so ist Deine Antwort: der Inhalt des Briefes würde statt Deiner antworten.“

Gianetta versprach alles und Maria hoffte von ihrem Unternehmen den glücklichsten Erfolg.

Bandini hatte des Morgens ganz früh eine Promenade gemacht und kehrte jetzt mit dem Vorsatze zurück, seinem Freunde seine Abreise anzukündigen. Zwar wußte er noch nicht, wohin? allein der hiesige Aufenthalt ward ihm vom Tag zu Tage unangenehmer, daß er jeden andern Ort erträglicher zu finden glaubte. Er gieng bey der Kirche S. Maria la nuova vorbey, sahe die Thüre offen, trat hinein und eben war die Messe zu Ende. Er blieb stehen und betrachtete die Menschen allerley Standes, die herausgiengen und dachte: an der heiligen Stäte vor Gott ist kein Unterschied des Standes in Erhörung des

Ge-

Gebets. Der Mann in seine Lumpen gekleidet, kniet und betet vor Gott, und der Mann in Seide gekleidet thut das nehmliche; aber dessen Herz aufrichtig und rein ist, nur dessen Gebet wird erhört. Oft mag das Herz des Mannes in schmutzige Lumpen gehüllt wohl reiner seyn, als das Herz des Mannes in reinliche Seide gekleidet. Wenn der arme Elende in des reichen Mannes Zimmer träte, er würde ihn herauswerfen lassen. Nicht so vor Gott! hier erregen schmutzige Lumpen keine Verachtung, keinen Abscheu —

In dieser ernsthaften Betrachtung ward er durch den Anblick eines Frauenzimmers, dessen Augen er durch den überhangenden Schleier auf sich geheftet bemerkte, unterbrochen. Es kam den Gang hervor gerade auf ihn zu und als es ihm nahe war, schlug es den Schleier aufwärts, und Bandini erblickte Gioconda Monaldechi.

Er hätte niederfallen mögen, so sehr überraschte ihn die unerwartete Erscheinung. Er

vergaß Wohlstand und sich selbst, ergriff ihre Hand und küßte sie *).

„Wie glücklich bin ich, meine Gräfinn," rief er entzückt, „daß ich Sie noch einmahl sehe!" und behielt ihre Hand an seinem Munde.

Gioconda. Bandini! —— (Sie läßt den Schleier fallen, jedoch ohne ihm die Hand zu entziehen)

Bandini. Sie haben Recht, Signora; ich bin des Anblicks eines Engelgesichts nicht würdig.

Gioconda. Nein Bandini! — Ich freue mich Sie zu sehen, allein ich muß — muß mich trennen, meine Bediente kommt. (leise) Ich besuche hier fast täglich die Messe.

Sie drückte ihm leise die Hand und entfernte sich. Bandini stand wie versteinert da; er

*) In Italien setzt es große Vertraulichkeit voraus, wenn ein Chapeau einer Dame die Hand küssen darf. Die Sitte in Deutschland erlaubt es den Damen nachsichtiger zu seyn.

er war zweifelhaft, ob er es für ein Traumbild oder einen wirklichen Vorgang halten sollte. Er stand auf der Straße, sah ihr unverwandt nach, und wie sie in die andere Straße einbog und verschwand, so eilte er in vollem Rennen nach; er kam an die andere Straße und Gioconda war verschwunden.

Der Gemüthszustand, in welchem er sich fühlte, ist nicht zu beschreiben; er war ohne Besinnung, taumelte wie ein Trunkner durch die Straße, kam aus einer in die andere, und wußte am Ende nicht wo er war. Endlich nach einigen Stunden, nachdem er alle Straßen einigemahl durchgegangen und einigemahl bey seiner Wohnung vorbeygegangen war, kam er doch wieder so viel zu sich selbst, daß er sich zurechte finden konnte.

Er kam in sein Zimmer, warf sich auf's Kanapee und — schwärmte. Sein Freund Vargendo hatte ihn vermißt, war einigemahl schon da gewesen, kam jetzt wieder und erschrack über seine veränderte Gestalt.

Vargendo. Freund, wie find' ich Dich? ich werde unsern Arzt holen lassen.

Bandini. Gieb Dir keine Mühe, Vargendo; erlaube mir nur Ruhe, daß ich mich erhole! daß ich mich besinne!

Vargendo. Unmöglich! Ich würde mir Vorwürfe machen; der gefährlichste Kranke kann nicht so auffallen.

Bandini. Weißt Du einen Arzt, der dem Laufe der Dinge Einhalt thun kann, so laß ihn holen; außerdem wird seine Kunst an mir zu Schanden. Wenn er meinen Puls fühlt, o ja, so wird er von Fieber reden; aber alle Heilmittel müssen ohne Wirkung seyn, weil er den Sitz im Körper sucht. Vargendo habe nur noch einige Augenblicke Geduld, ich fühle daß meine Besinnung zurückkehrt.

Vargendo. Armer Freund!

Bandini. Arm sagst Du? Ja wohl, ja wohl!

Vargendo. Ich bitte Dich Bandini, entdecke mir die Ursache Deiner gewaltigen Zerstöhrung.

Bandini. Ich habe Dich mehrmahls in das Innerste meines Herzens blicken lassen; Du kennst die Ursache meines Harms, daß ich viel in mir fühle und wenig bin. Du weißt daß die Monaldechi Eindruck auf mich gemacht hatte; die Ursachen sind so klar und so nachdrücklich, daß ich meine Augen nicht zu ihr hinauf heben kann und darf. Warum sie eben mir auffallen mußte, darüber fordere keine Rechenschafft, ich kann sie Dir nicht geben. Ich habe mich gekränkt und es war mir eine Folter, daß mich mein Stand und jene Ursachen von ihr entfernten, um ihr nicht die Hochachtung zu beweisen, die sie mir eingeflößt hatte. Mit Deiner kalten unbefangenen Vernunft wirst Du es unmöglich finden, daß das Anlaß seyn könnte, mich zu beunruhigen und doch schwör' ich Dir's! ich habe keine Kräfte zum Wider-

stande. Messina ward mir täglich mehr ein Ort der Qual; Unruhe, Sehnsucht, Verdruß stürmten heftig — ich habe mir Mühe gegeben, Dir meinen wahren Zustand zu verbergen; auch das konnt' ich nicht und heute beschloß ich, weil Du zu großen Antheil an mir nimmst, um Dir nicht jede Freude zu vergällen, und Deine außerordentliche Freundschaft nicht mit Undank zu vergelten, abzureisen; aber — nun? — kann ich nicht! —

Vargendo. Bandini; Freund, glaubst Du, daß ich so leicht in Deine Abreise gewilliget hätte? in diesem Zustande? Nein Freund laß uns erst auf Mittel sinnen, Deinen Körper und Dein Gemüth wieder zu heilen. Glaubst Du, daß eine Reise Dir zuträglich sey; wohlan wir reisen in Gesellschaft. Wir wollen nach Neapel, nach Florenz —

Bandini. Ich verlasse Messina nicht!

Vargendo. Nun so wollen wir hier suchen, Deine Ruhe wieder herzustellen. Schlage selbst Mittel vor; alles, alles will

ich

ich eingehen, wenn ich nur Dich zu beruhigen weiß.

Bandini. O Freund! — mir ist nicht zu helfen!

Vargendo. Im wildesten Sturm, bey den schrecklichsten Meereswogen, wenn das Schiff an den Klippen zerscheitert und ein Unglücklicher ergreift einen Balken, ein schwaches Bret, so verliert er die Hoffnung nicht und Du? — Bandini in den Armen Deines zärtlichsten Freundes, wie magst Du so übertriebenen Vorstellungen Deiner Einbildungskraft Gehör geben?

Bandini. Wie kann ich Dir antworten, da alle meine Gedankenfolgen zerrissen — zerstöhrt sind? So viel nur: Glaube mir, Bandini; unmöglich war es ein Spiel der Einbildungskraft, als ich sie so majestätisch den Kirchgang hervortreten sahe; sie hob den Schleier auf und vergönnte mir einen Blick in den Himmel. — O — sie liebt mich Vargendo und sie soll nicht mein seyn! kann

nicht

nicht mein seyn, weil ein armer Genueser — es brennt, brennt hier tief im Herzen! — Glaubst Du nun, daß mir keine Hoffnung bleibt?

Vargendo. Ich weiß nicht, ob ich Dich recht verstehe?

Bandini. Ob Du mich recht verstehst? Kann ich Dir mehr sagen? Kann ich deutlicher reden? Ich habe Gioconda Monaldechi gesprochen; ich habe ihre Hand geküßt, — o daß ich sie nicht in meine Arme schließen und mit ihr in den entferntsten Winkel der Erde fliehen konnte!

Vargendo. Die Gräfinn Monaldechi!

Bandini. Und darüber staunst Du? Sieh Freund, eben fällt mir der beruhigende Gedanke ein, daß ich doch vom Schicksal nicht ganz in die Acht erklärt seyn mag, weil ich sie wieder gesehen habe, wozu ich mir keine Hoffnung machte. Ich will Dir es jetzt zugeben, daß ich vorhin Unrecht hatte, da ich keine Hoffnung für mich finden konnte. Nun

so wär' es ja wohl auch möglich! — Gott, was schreckt mich aus meinem süßen Traume zurück? Unmöglichkeit!

Vargendo. Du hast Gioconda Monaldechi gesprochen! Unglücklicher! — Der Graf ist vielleicht! — Er setzt seiner Rache keine Gränzen und opfert vielleicht sogar seine einzige Tochter auf.

Bandini. Was sagst Du? er opfert seine einzige Tochter auf? So will ich hin, sie aus seinen Armen reißen, mein Arm soll sie gegen den Tyrannen schützen, und ich trage sie im Triumphe davon oder — ich erliege. —

Vargendo. Bandini! Freund, was für ein Schicksal bereitest Du Dir — Aber um Gottes Willen! wie konntest Du Dich in den Palast wagen! Welche Entschuldigungen hattest Du, wenn man Dich anredete? oder wie gelangtest Du in Gioconden's Zimmer?

Bandini. Du machst mich irre, Vargendo? Gioconden's Zimmer? — Was das

Wort

Wort doch für eine sonderbare Wirkung auf mich machte! Vargendo, ich habe sie in einem Palaste gesprochen, in den der Bettler eben so ungehindert eingehen mag, als der Größte und Reichste. In dem Tempel der Mutter Gottes habe ich sie gesehen, sie gesprochen und ihre Hand geküßt! Glaubst Du meinen Worten? Gioconda liebt mich.

Vargendo. O mein Freund, daß Deine Neigung so unglücklich fallen mußte! Warum auf die Monaldechi, die Du nur einmahl sahest? Freund! Bandini, zeige Dich als Mann, als denkender Mann, und glaube, daß es in den Schicksalen der Menschen Fälle giebt, da wir unsere Leidenschaft besiegen müssen, wollen wir nicht unser ganzes Glück zerstöhren und zum muthlosen Schwächlinge herab sinken. Leidenschaften führen zur Tugend, zur wahren Größe, aber — sie können auch jede Anlage, jeden Trieb zur Tugend und Größe vernichten. Sey männlich stark und unterwirf Dich der eisernen Noth-

wen-

wendigkeit, der Monaldechi zu entsagen, die Dir politische Verhältnisse vorenthalten.

Bandini. Mit Deiner Weisheit! Warum soll es Nothwendigkeit seyn, der Monaldechi zu entsagen? weil sie mir politische Verhältnisse vorenthalten wollen? Wie aber wenn die Leidenschaft die Schranken dieser Verhältnisse nicht anerkennt?

Vargendo. Wie kann Bandini das sagen? Wehe dann der allgemeinen Sicherheit, wenn das allgemein angenommen werden sollte!

Bandini. Ich sahe es vorher, daß Du es zu Deinem Vortheil ganz weit ausdehnen würdest. Ich liebe Gioconden und werde wieder geliebt. Bürgerliches Verhältniß setzt Schranken zwischen uns; wir heben die Schranken auf und vereinigen uns, wo leidet hier die Sicherheit!

Vargendo. Zugegeben, daß sie Dich wirklich liebe —

Bandini. Daß sie mich liebe? Hob sie sonst den Schleier auf, wie sie mir nahe kam? Würde sie mir ihre Hand überlassen haben? würde sie so unverstellt ihre Freude geäußert haben, daß sie mich wiedersähe, wenn sie mich nicht liebte?

Vargendo. Ich habe Dir das zugegeben; allein wenn Du die Schranken zerbrichst, die euch trennen, ist es nichts mehr? Raubst Du nicht Eltern die einzige Tochter und einem Bräutigam die Braut?

Bandini. Du greifst mich hart an, Vargendo, und Niemanden als meinem Freunde kann ich den Ausdruck: Rauben, verzeihen. Das Vorurtheil für seinen Stand macht den Vater ungerecht gegen seine Tochter. Er will die Glückseligkeit ihres Lebens dem Stande aufopfern und der fürstliche Bräutigam genehmigt das Opfer, weil ihm seine Einwilligung durch eine reiche Erbschaft bezahlt wird. Ich rette das Schlachtopfer aus den ungerechten Händen und da uns Liebe

verbindet, bin ich der Schöpfer ihrer und meiner Glückseligkeit; wo ist da Raub?

Vargendo. Und Du fühlst nicht das Spitzfindige in Deiner Vertheidigung? Bandini, ich zittre für Dein Leben, wenn der Graf Argwohn schöpfen sollte. Laß uns reisen und Deine Genesung an einem andern Orte suchen. Wir wollen nach Florenz, meine Gemahlinn hat da Anverwandte.

Bandini. Ich kann nicht! Vargendo ich kann nicht! Ich besuche hier fast täglich die Messe, sagte Gioconda, als sie von mir schied. Morgen Vargendo, morgen seh' ich sie wieder. O daß ich den Stunden die Geschwindigkeit der menschlichen Gedanken geben könnte!

Vargendo war sehr niedergeschlagen, wie er sah, daß er nichts über seinen Freund vermochte. Er sann, einen Ausweg zu treffen, allein vergebens. Und was konnte daraus entstehen, wenn Bandini Zusammenkünfte mit Gioconden in der Kirche verabredete? In

andern Augenblicken konnte er sich nicht überreden, daß Bandini wirklich so heftig liebe, da er Gioconden so wenig kannte; und doch sah er ihn so zerstöhrt, und so ganz von seiner Leidenschaft hingerissen.

Noch hatte Vargendo seiner Gemahlinn nichts von dem Zustande seines Freundes entdeckt. Sie fand Vergnügen an seinem Umgange und beklagte sich oft, daß er sich so zurückzöge und gar nicht mehr so heiter wäre, wie vorher. Bandini entschuldigte sich mit Unpäßlichkeit und Vargendo gab vor, der Verlust seines Vaters und andre unangenehme Vorfälle in Genua stöhrten ihm Ruhe und Vergnügen. Jetzt aber beschloß er, ihr die wahre Lage der Sachen zu entdecken und vereint mit ihr auf Mittel zu sinnen, seinen Freund zu retten.

13.

Bandini freute sich, daß ihn sein Freund verlassen hatte, um ungestöhrt sich mit Giocon-

conden zu beschäftigen. Der Gedanke, daß ihn Gioconda liebe, war seiner Ehrsucht so schmeichelhaft, daß ihm alle Schwierigkeiten, sie zu besitzen, ganz leicht gehoben schienen, oder vielmehr er sah fast keine Schwierigkeiten. Sein Freund sah Gefahr für ihn, wenn der Graf die Liebe seiner Tochter entdecken sollte; er sah nicht die geringste. Seine Einbildungskraft stellte ihm den Grafen als einen sehr zärtlichen Vater vor, der sich, wie er die Neigung seiner Tochter entdeckt, nach einigen Bedenklichkeiten aus Liebe zu seiner Tochter zur Einwilligung bewegen läßt. Und der Fürst Cosolito? — Der denkt so edel, daß er gern alle Ansprüche aufgiebt, um zwey Personen glücklich zu machen, die es so sehr verdienen.

Diesem angenehmen Traume folgte bald ein anderer, der die sanfte Stimmung seiner Seele verdrängte. Die Schwierigkeiten thürmten sich vor ihm auf wie Berge; er kämpfte und kämpfte und das Licht der Hoff-

nung verlosch mehr und mehr. Der Graf war ein Tyrann gegen seine Tochter; mit Gewalt schleppte er sie zum Fürsten vor den Altar, und Banditen waren gedungen, seinem Leben ein Ende zu machen. Verzweiflung bemächtigte sich seiner, er sprang auf und wußte vor Bangigkeit nicht, was er unternehmen sollte.

In dieser Stimmung trat sein Bedienter herein und übergab ihm einen Brief, den ein junges Mädchen abgegeben hatte.

„Von wem der Brief?“ fragte er eifrig.

„Ich weiß nichts mehr und nichts weniger,“ antwortete der Bediente, „als daß ein junges Mädchen nach dem Herrn Bandini aus Genua fragte und diesen Brief abgab. Ich fragte von wem? und erhielt kurzen Bescheid, daß das der Inhalt ausweisen würde.“

„Ein junges Mädchen?“ sagte Bandini, und besahe die Aufschrift. — „Hah von dem Engel!“ rief er aus und zerriß das Siegel. Er las:

Ein

Ein Frauenzimmer wünscht angelegentlich, Sie morgen früh um 8 Uhr in der Kirche Santa Maria la nuova zu sprechen. Sie werden sie finden, vom Eingange rechter Hand hinter der Säule im Stuhle und werden sie erkennen, daß sie ein weißes Tuch vor sich über das Pult gebreitet hat. „Ohne Unterschrift?“ rief Bandini. „Der Knabe sagt: der Inhalt soll es ausweisen, von wem? — O wär' es von Deiner Hand, englische Gioconda! Doch möcht' ich zweifeln! kein Wort, keine Sylbe von Sehnsucht und Liebe.“

Bandini hätte gern seinen Freund um Rath gefragt; allein er scheute seine Einwendungen und sein Abrathen und hielt also zurück. Tausend Bilder stellte ihm nun seine Einbildungskraft vor. Bald zweifelte er, daß es Gioconda geschrieben habe, bald war er es fest überzeugt. Vargendo sprach ihn noch vor dem Schlafengehen, fand ihn ruhiger wie vorhin, und freute sich. Zehnmahl wollte

Bandini von dem erhaltnen Billet reden, allein jedesmahl hielt er an, sobald er seinen Freund ansah.

So kurz vielleicht manchem die Nacht schien, so lange dauerte sie unserm Bandini. Kaum hatte er die Glocke gehört, so sah er doch schon wieder nach der Uhr und war oft im Begriff, den Zeiger fortzuschieben, weil er ihm zu langsam fortrückte und seufzete laut, wenn er sich besann, daß er dadurch die Geschwindigkeit der Zeit nicht befördern könnte. Er hatte nirgends Ruhe; er legte sich auf's Bett, auf's Kanapee; setzte sich bald auf diesen bald auf jenen Stuhl und kaum hatt' er sich gelegt oder gesetzt, so stand er auch wieder auf.

Der Kranke, der an seinem Körper leidet und die Erquickung eines sanften Schlafes entbehrt, seufzt über die langen nächtlichen Stunden, allein so qualvoll findet er sie nicht, als der Seelenkranke. Wenn jenem Viertelstunden ganze Stunden scheinen, so findet sie dies=

dieser ganze Nächte lang. Jener, der seiner Sinne mächtig ist, sucht und findet mancherley Resourcen, sich aufzurichten und seinen Schmerz erträglicher zu finden; allein dieser findet selbst in den Gründen, die ihn aufrichten sollen, neue Veranlassung sich zu quälen.

Man muß wenig Kenntniß vom Menschen haben, wenn man sagen kann: warum thut er das? Seelenleiden, wir mögen sie nun selbst, auf eine entfernte oder nahe Weise veranlaßt haben oder nicht, können wir eben so wenig willkührlich heben, als die Leiden an unserm Körper. Allein man muß doch vernünftig seyn, sagen dann gewisse Leute. Und eben das könnte man ihnen zurufen; denn zuverlässig würden sie das nicht sagen, wenn sie vernünftig überlegten, oder überlegen könnten, daß, wenn Leidenschaft die Seele auf die Folter spannt, die Vernunft eher die Leiden vervielfältiget, als sie vermindert. Die kranke Seele besitzt keine Festigkeit, keine Gewalt, über eine Leidenschaft zu gebieten.

Die Seele ist krank oder die Vernunft ist krank, möchte wohl hier einerley gesagt seyn, und wie kann man nun sagen: er solle vernünftig seyn? Ist es nicht eben so viel, als ob man zu Jemanden, der einen Schaden am Ellenbogen hat, daß der Arm steif ist, sagte: biege deinen Arm krum?

Nenne man Bandini's Ehrsucht, die ausgemacht mehr Antheil an seinem Unglücke hatte, als die Liebe, Fehler, Thorheit, Laster, wie man will; es bleibt allemahl Unglück. Und wollen wir nicht auch sagen unverschuldetes Unglück? Jeder Mensch wird durch seine Geburt in gewisse Lebensverhältnisse gesetzt, die gewissermaßen nach seinen Anlagen und Eigenschaften abgeändert werden können. Sehr oft aber findet diese Abänderung nicht statt und dann müssen freylich Anlagen und Eigenschaften nach den Lebensverhältnissen eingeschränkt werden.

Zur Glückseligkeit des Menschen gehört Kenntniß seiner Anlagen und Eigenschaften,

sei-

seiner Lebensverhältnisse als seines Wirkungskreises, vernünftige Ueberlegung des Zusammenhanges der Dinge und eine gewisse Genügsamkeit und Ergebung in die unabänderliche Nothwendigkeit. Alle diese Erfordernisse müssen erworben werden, und werden erworben durch Erziehung und Unterricht und ihre Verabsäumung zieht unausbleibliche unglückliche Folgen nach sich. Bandini ist klarer Beweis unserer Behauptung. Als Knabe zeigte er mehr Anlage und Talent als für den Wirkungskreis, in den ihn die Geburt stellte, nöthig war, und man bemühte sich nicht, seine Anlagen und Eigenschaften in seine Lebensverhältnisse einzuschränken, vielmehr erweiterte man seinen Wirkungskreis über alle Gränzen, die der Unterschied der Stände zieht und so ward der Grund zu seinem Unglücke früh gelegt.

Ich bin vielleicht für mehrere meiner Leser hier zu weitläuftig gewesen, so kurz ich mich auch zu fassen gesucht habe; allein ich wollte

die Gelegenheit nicht vorbey lassen, einen Wink zu geben, wie man seelenkranke Menschen menschlich beurtheilen, nie schelten, aber wohl beklagen müsse, weil sie oft und meistens eben so wenig dafür können, als daß ihr Vater ein Kaufmann oder ein Gelehrter und kein Graf oder Fürst war.

14.

In der qualvollsten Unruhe hatte nun Bandini die achte Stunde erreicht. Den Schlag der Glocke konnte er nicht abwarten; er stand mit der Uhr in der Hand und eilte endlich fort, weil er glaubte, daß seine Uhr unmöglich zu langsam gehen müsse.

Noch Niemand war in der Kirche. Die feyerliche Stille, die hier herrschte, machte einen wehmüthigen Eindruck auf Bandini. Er sank auf die Knie und Thränen traten in seine Augen. Sein Herz war so voll, so gepreßt — er wollte bethen, aber er hatte

keine

keine Worte und verfiel in eine Art Unbewußtseyn seiner Selbst, aus dem er sich erst erholte, als schon die Versammlung zahlreich war und die Messe angefangen wurde. Er fuhr zusammen, wie von einem starken Erschrecken; er blickte nach dem bezeichneten Stuhle; denn nicht weit davon kniete er, und sah ein Frauenzimmer, das ein weißes Tuch vor sich ausgebreitet hatte. Allein ungeachtet des großen Schleiers sah Bandini doch aus der ganzen Form, daß es Gioconda nicht war.

Die fehlgeschlagene Hoffnung erregte seinen Unwillen; er stand auf und entfernte sich. Doch noch an der Thüre fiel ihm ein, ob es nicht Giocondens Vertraute seyn könne; und er stand zweifelhaft, ob er fort oder zurückgehen sollte, und er kehrte schon um, als er noch nicht den letztern Gedanken ausgedacht hatte.

Maria hatte ihn knien sehen und glaubte, daß es Bandini sey. Sie hatte bey sich den

Lobsprüchen ihrer Pflegetochter Beyfall gegeben und ward für ihn eingenommen, da sie ihn in so tiefer Andacht fand; allein sie glaubte es nicht mehr, da er fortgieng.

Jetzt kam er wieder und stand vor ihr. Maria betrachtete ihn genau, und vergaß alle Härte, mit der sie ihn anlassen wollte. Wär' er Fürst Cosolito, dachte sie!

Bandini stand und wagte sich nicht neben Marien in den Stuhl. Endlich winkte ihm Maria und mit gepreßtem Herzen, kniete er neben sie.

Maria. Es thut mir leid, mein Herr, daß ich Sie nicht angenehmer unterhalten kann, wenn Sie Bandini heißen und aus Genua sind.

Bandini. Beides ist richtig! —

Maria. Sie kennen Gioconda Monaldechi?

Bandini. Den Engel! —

Ma=

Maria. So rein und unschuldig und Sie haben es gewagt, die Ruhe des Engels zu vernichten.

Bandini. Ich? der ich mein Leben und meine Seligkeit für ihre Ruhe willig aufopfern würde, sollte so übel thun?

Maria. Haben Sie nicht eine Neigung in ihr rege gemacht, die sie nothwendig unglücklich machen muß? Ist es in Messina unbekannt, daß sie die Verlobte des Fürsten Cosolito ist? und wie mag es ein Mann von Ehre verantworten, dem rechtmäßigen Verlobten die Neigung der Braut zu stehlen.

Bandini. Signora, das war hart gesprochen und ich wünschte, daß Sie sich mir näher zu erkennen geben möchten, um zu sehen, ob es nöthig ist, daß ich so harte Vorwürfe beantworte.

Maria. Ich erzog Gioconden von der Wiege an, und genieße ihr ganzes Vertrauen, so wie des Grafen ihres Vaters und ihrer Mutter.

Bandini. Wenn Sie ganz Giocondens Vertrauen besitzen, so können Sie unmöglich sagen, daß ich nur im geringsten wider etwas gehandelt habe, was strenge Ehre fordert. Signora, ich soll dem Verlobten die Neigung seiner Braut gestohlen haben? Wir haben uns zweymahl gesprochen und hier im heiligen Tempel schwör' ich es, so wie ich sie zuerst sah, überfiel es mich — kennen Sie die Liebe, Signora?

Maria. Ob ich sie kenne? Die Frage gehört nicht hieher. Es ist uns nur noch wenig Zeit übrig und die will ich dazu anwenden, daß ich Sie bitte: Messina zu verlassen oder es mir bey Ihrer Ehre zu versprechen, hier die Kirche nie mehr zu besuchen, weil Sie sonst nirgends die unglückliche Gioconda sehen kann.

Bandini. Die unglückliche? —

Maria. Ja mein Herr; sie ist unglücklich durch ihre Liebe, und wird es noch mehr, sobald diese Liebe genährt wird.

Bandini. So hätte ich mich nicht geirrt? Gioconda liebt mich?

Maria. Weil ich Ihnen Edelmuth zutraue, so habe ich es Ihnen gesagt. Schätzen Sie nun Gioconden wirklich, so werden Sie wissen, was Ehre fordert.

Bandini. Der Engel liebt mich! Alle Heiligen, welche Wonne! Signora wiederholen Sie es mir, daß mich Gioconda liebt.

Maria. Ich will es Ihnen noch mehrmahls sagen, wenn Sie sich dadurch bewegen wollen lassen, sie nie mehr zu sprechen.

Bandini. Signora! den Gegenstand, den man unaussprechlich liebt, von dem man wieder geliebt wird, nie mehr sprechen! Kennen Sie die Liebe, Signora?

Maria. Warum soll eine Liebe genährt werden, die geradehin in's Verderben stürzt? Unsere Zeit geht zu Ende. Sie versprechen es mir, mein Herr, oder meine Pflicht nöthigt mich, die Vertraulichkeit dem Grafen zu entdecken.

Bandini. Und Sie wollten das Vertrauen, das Gioconda in Sie setzt —

Maria. Es ist meine Pflicht für ihr Glück zu wachen. Die Zeit drückt uns. Sie versprechen es mir, um Giocondens Ruhe willen! bey Ihrer Ehre!

Bandini. Grausame! Ich will — wenn ich kann!

„Ist das der Trost,“ seufzete Bandini, „den ich holen wollte! — Was hab' ich versprochen? Ich will, wenn ich kann! Gioconda Dich nicht mehr sehen! — Vergebens soll Dein Auge hier im Tempel umherirren, mich spähend suchen und nicht finden? vergebens in dem einzigen Orte, wo Du mich sehen könntest! Dich nicht mehr sehen! — Und ich versprach es? — wenn ich kann! Um Deiner Ruhe, um Deines Glückes willen! Ich kenne kein Glück, als Dich lieben, als Dich besitzen; und wenn Du mich liebst und auch kein ander Glück kennen solltest!“ — —

Er

Er gieng so tiefdenkend, so traurig nach Hause, als ob er alle seine Hoffnung aufgegeben hätte. Er wiederholte sich oft Mariens Worte: sie haben in ihr eine Neigung rege gemacht, die sie nothwendig unglücklich machen muß; sie haben dem rechtmäßig Verlobten die Neigung der Braut gestohlen und ziemt das einem Mann von Ehre! —

Er befand sich in einem Gedränge, aus dem er sich nicht winden konnte. Gioconda sollte durch ihn unglücklich werden? das konnte er nicht denken; lieber wollte er sie nicht mehr sehen und Messina ganz meiden. Aber; wenn sie eben dadurch unglücklich würde? wenn es Bestimmung wäre, daß bey ihnen sehen und lieben eins war? — und wer mag seine Fragen, die er sich aufwarf, ohne eine gehörig zu überdenken und sich zu beantworten, ihm alle nachsagen? Indessen beschloß er doch, die Kirche St. Maria nicht mehr zu besuchen, weil Maria das Versprechen bey seiner Ehre von ihm gefodert hatte.

Gioconda brachte ihre Zeit eben so unruhig zu Hause zu. Sie hatte auch die Messe besuchen wollen; allein, weil sie die ganze Nacht schlaflos zugebracht hatte, so nahm dies Maria zum guten Vorwande, daß es ihrer Gesundheit nachtheilig seyn könnte.

Wie nun Maria nach Hause kam, so war Gioconda's erste Frage:

„Hast Du ihn wohl gesehen, gute Maria? war er auch da?“

Maria. Wer, gutes Kind?

Gioconda. Nach wem anders kann ich fragen, gute Maria, als nach Bandini? Strafe mich wie Du willst; ich kann nun keinen andern Gedanken denken, als Bandini. Maria, ich kann nicht mehr bethen; wenn ich einen Heiligen nenne, so seh' ich Bandini.

Maria. Wie hat sich meine Gioconda so verändern können! Die gute fromme Seele giebt so sündlichen Gedanken Raum!

Gioconda. Hast Du ihn gewiß nicht gesehen, Maria? O er war da, mein Herz

sagt

sagt es mir, und hat mich vergebens gesucht!

Maria. Liebe Gioconda, wie kannst Du Dir so nichtige Vorstellungen machen und Dich selbst quälen?

Gioconda. (Fällt ihr um den Hals) Recht, gute Maria! ich leide Qual; aber wie kann ich mich befreyen? Es ist nicht meine Schuld, daß ich nichts als ihn denken kann. Maria, wenn ich ihn nur einmahl noch sprechen, mich recht müde mit ihm sprechen sollte! glaube mir, es würde mir leichter um's Herze werden.

Maria. Ich wollte wünschen, daß es möglich wäre! vielleicht würdest Du von Deiner hohen Einbildung geheilt.

Gioconda. (Umarmt und küßt sie) Nun seh' ich doch, daß Du mich liebst, da Du mir so viel Gutes wünschst.

Maria. Gioconda, Gioconda! — Gräfinn, wie kannst Du Dich so vergessen?

Bandini ist ein Genueser, hast Du mir das nicht gesagt?

Gioconda. Setze hinzu: der schönste Genueser! der schönste Mensch!

Maria. Wie ihn Dir Deine Einbildungskraft vorstellt.

Gioconda. Wenn Du mir nur glauben wolltest! Hast Du ihn heute wirklich nicht gesehen, Maria?

Maria. Da ich ihn nicht kenne und meine Gedanken auf mein Gebet richte.

Gioconda. Da Du ihn nicht kennst? Gute Maria, er zeichnet sich unter allen Menschen aus. Wenn Du einen bemerktest — nein, wenn Dir ein junger Mann wegen seiner außerordentlichen Schönheit auffiel, Maria das war Bandini.

Maria. Was Dich Deine erhitzte Einbildungskraft nicht sagen läßt! Gioconda, Gioconda erhole Dich von Deinem Taumel! glaube mir Du machst Dich unglücklich. Denke, daß Du Dich versündigest! da Du

die Verlobte des Fürsten bist, so bist Du ihm alle Liebe schuldig.

Gioconda. Maria, wenn Du mich liebst, so nenne mir nicht den verhaßten Nahmen mehr. Ich liebe Bandini und außer ihm kenn' ich kein Glück. — Höre gute Maria: Morgen gehen wir mit einander in die Messe; Bandini ist gewiß da und Du sollst ihn sehen und sagen: ob ich ihn nicht lieben muß. Nicht wahr gute Maria Du gehst mit mir?

Maria. Wenn Dir aber noch nicht besser ist?

Gioconda. — — Glaube mir Maria, ich fühl' es, mir wird nicht besser! — Bloß durch Bandini wird mir wohl.

Maria. Gioconda, liebe theure Gioconda! vermag Deine erfahrnere Freundinn noch etwas über Dich, so tilge diesen Nahmen aus Deinem Herzen und Gedächtnisse, dann wird Dir wirklich wohl werden.

15.

Zum Schein weigerte sich Maria am andern Morgen Gioconden in die Messe zu begleiten; allein diese hielt mit Bitten so lange an, bis sie etwas verdrießlich nachgab. Gioconda war so heiter, so munter, weil sie gewiß hoffte, ihren Geliebten zu sehen, daß Maria sehr verlegen um den Ausgang der Geschichte wurde. Nicht eben weil sie glaubte, daß Bandini in der Kirche seyn sollte; sondern für die Zukunft. Daß sie ihn jetzt nicht treffen würden, glaubte sie gewiß, weil er es versprochen hatte. Der günstige Schluß, den sie machte, lautete ungefehr so: Rechtschaffenheit und Edelmuth sind deutlich in sein Gesicht gezeichnet; zwar versprach er nur, wenn er könnte; allein als rechtschaffener Mann wird er sich Zwang anthun und wir finden ihn nicht.

Maria hatte nicht fehl geschlossen. Bandini that sich die äußerste Gewalt an; er blieb, so sehr es ihn fortdrängte und so qual-

voll er die Zeit zubrachte. Erst nach der Zeit, als er gewiß wußte, daß der Gottesdienst geendiget war, gieng er nach der Kirche; besah die Thüre, wo Gioconda aus- und eingegangen war und gieng dann schwermüthig die Straße hin, wo sie gegangen seyn mußte, mit herabgesenktem Gesichte, als ob er an den Steinen, die sie betreten hätte, Merkmahle finden wollte.

Maria freute sich, daß sie sich in Bandini nicht geirrt hatte und Gioconda kam so traurig und schwach nach Hause, daß sie sich zu Bette legen mußte. Sie sagte nichts und Maria schwieg auch. Gioconda machte ihrem Herzen durch Thränen Luft, so wie sie allein war und erdachte sich tausend Ursachen, warum sie ihren Geliebten nicht gesehen hatte, die sie freylich nicht beruhigten, doch aber etwas aufrichteten.

Bald darauf kam der Graf. Marien ward nicht wohl dabey, weil sie glaubte, er möchte

in Gioconden dringen, was die Ursache sey, daß er sie im Bette fände.

Der Graf hatte seine Tochter nur einmahl nach jener Maskerade gesprochen und wollte damahls schon eine gewisse Veränderung an ihr bemerken. Jetzt brachte Maria Gioconden auf seinen Befehl aus dem Schlafzimmer und er erschrack über ihre veränderte Gestalt.

Graf. Gioconda, meine Tochter, was ist Dir?

Gioconda. Mir, gnädiger Herr? mir ist nicht ganz wohl!

Graf. (zu Marien) Und Du hast mir nichts gesagt? — Maria, Maria, wenn Gefahr dabey wäre!

Gioconda. Keine Gefahr, gnädiger Herr; ich habe meine gute Maria gebeten, daß sie Ihnen nichts sagen sollte, um Ihnen keine Unruhe zu machen.

Der Graf. Du hast Unrecht, mein Kind, und Maria noch mehr, daß sie Deinen Bitten nachgegeben hat. Von ihr fordere

dere ich es, daß sie verständiger handeln und nicht Deiner Kurzsichtigkeit nachgeben soll. Alles Feuer Deiner Augen ist verloschen — könnt' ich es wieder anzünden, wenn ich Dir sage, daß der Fürst Cosolito bey uns speisen wird.

Gioconda. Gnädiger Herr!

Der Graf. Du entfärbst Dich? Wie schön Dich die jungfräuliche Schaamhaftigkeit kleidet! Er ist Dein Bräutigam und wir werden heute die Zeit festsetzen, wenn ich Dich ihm als Gemahlinn zuführen werde.

Gioconda. Heilige Rosalia! (Sie fängt an zu sinken und kommt einer Ohnmacht nahe.)

Der Graf. (Springt auf und ergreift sie.) Was wiederfährt Dir? Gioconda, meine Tochter!

Gioconda. Nichts gnädiger Herr! — Es ist mir schon besser. Ich weiß nicht — mir fiel es auf einmahl! — Es war, als ob der Boden unter mir sinken wollte.

Der Graf. Maria, was soll ich sagen! Habe ich mehr Vertrauen in Dich gesetzt, als Du verdienst? —

Maria. Gnädiger Herr! noch nie hatte sie diesen Zufall!

Der Graf. (hitzig) Entferne Dich Elende! Habe ich Dir nicht mein Kind auf Deine Seele gebunden, und Du verschweigst es mir, daß sie nicht wohl ist?

Gioconda (sinkt hin und umfaßt seine Knie.) Gnädiger Herr! aus Liebe zu mir verschwieg sie es und ich bat sie aus Liebe zu Ihnen, es zu verschweigen.

Der Graf. Steh auf Gioconda! Du bist mir keine Rechenschaft schuldig; aber diese Elende, der ich mein Alles vertraute. Entferne Dich, wenn Du nicht auf der Stelle für Deine Nachlässigkeit büßen willst.

Maria (geht ab.) Gioconda (weint.)

Der Graf. Was willst Du meine Tochter?

Gioconda. Meine gute Maria.

Der

Der Graf. Nenne sie mir nicht! — — — Gioconda Du wirst doch bey der Tafel erscheinen können?

Gioconda. Gnädiger Herr! — so schwach ich bin —

Der Graf. O Maria! — (Er schlägt sich mit der Hand vor den Kopf und — will ihr nach. Gioconda tritt ihm in den Weg.)

Gioconda. Gnädiger Herr! um der heiligen Mutter Gottes willen! — ich will, so schwach ich bin, ich will zur Tafel kommen.

Der Graf. In diesem Zustande!

Gioconda. Es wird mir besser werden; ich bin schon wieder wohl, ganz wohl! — ich werde mich auf Ihren Befehl sogleich ankleiden lassen.

Der Graf. Gioconda! Gioconda! Es ist Anstrengung von Dir. Dein Mund spricht von Gesundheit und Dein Aussehn straft Dich Lügen.

Gioconda. Mein Aussehn? — Ich habe eine schlaflose Nacht gehabt — ich

hatte Kopfweh; aber nun ist mir besser und wenn ich werde angekleidet seyn, wird mir ganz wohl seyn.

Der Graf. Trift das ein, so will ich Marien verzeihen. Bist Du aber nicht wohl, solltest Du krank werden, so soll sie es empfinden, was es heiße, das Vertrauen eines Vaters mißbrauchen. Ich finde Dich um zwölf Uhr bey Deiner Mutter im Zimmer.

Der Graf entfernte sich. — Gioconda sah ihm nach, faltete die Hände, wollte sprechen, aber Thränen hinderten die Sprache. Maria kam jetzt wieder. Sie war bey der Gräfinn gewesen und hatte ihr erzählt, was vorgegangen war.

Maria. Nun gutes Kind, Du stehst da, wie eingewurzelt?

Gioconda. Hilf mir gute Maria, hilf mir! Rette mich, mein Vater hat mir den Tod angekündigt.

Maria. Fasse Dich Gioconda, oder Du ziehst ein noch größeres Ungewitter zusammen.

men. Siehst Du die Folgen von meinem liebevollen Nachgeben? O Gioconda! —

Gioconda. Du weinst? Ich habe meinem Vater gesagt, daß mir ganz wohl sey, tröste mich Maria, weine nicht! Richte mich auf, lehre mich meinen Kummer tief in's Herze verbergen und Freude im Gesichte zeigen. Sage mir, wie ich's mache, daß ich Cosolito erträglich finde, daß ich für Freuden zu hüpfen scheine, wenn auch das Herz blutet, wenn man mir den Hochzeittag bestimmt. Du hast Erfahrung Maria, lehre mich nur auf heute meine Eltern hintergehen und morgen — morgen wollen wir fort, Du weist ja Bescheid, führe mich; führe mich in den Tod, nur nicht in Cosolito's Arme.

Maria. Heilige Rosalia steh uns bey! Kind Du sprichst irre!

Gioconda. (lächelnd) Du mußt Dir keine Vorstellung von meinem Kummer machen können; er nagt in mir und wird mich verzehren. Ich, werde hinschwinden und mein

Va=

Vater will es von Dir fordern. Ist es nicht genug, daß ich leide und die Ursache meines Leidens in mein Herz verbergen muß? soll ich auch Dich mißhandeln sehen, weil Du mich so lieb hast? O Maria laß uns fort! fort! —

Maria. Schweig gutes Kind! Nimm alle Deine Kräfte zusammen und fasse Dich so gut wie möglich. Ich war bey der Gräfinn Deiner Mutter und habe ihr alles erzählt, was vorgefallen ist. Sie war bekümmert wegen Deiner Unpäßlichkeit; allein ich habe sie ganz beruhigt und aus Liebe zu Dir und zu mir wird sie mit dem Grafen sprechen und ihm sagen, daß ich ihr Deine Unpäßlichkeit schon gestern, doch als unbedeutend gemeldet hätte, und daß der heutige Zufall unmöglich hätte vorhergesehen werden können. Daß ich das aber dem Grafen nicht selbst gesagt hätte, wäre aus Besorgniß geschehen, seinen Unwillen nicht noch mehr zu reizen. Und so wird hoffentlich dieß Ungewitter vorüber

seyn; nur sey standhaft und mache Dich nicht vor der Zeit unglücklich.

Gioconda. Da find' ich des Trostes wenig für mich. Wenn ich nun nicht Kraft genug habe, wenn mich mein Vater dem Fürsten zuführt und sagt: sie sey dein! O Bandini, daß ich dich gesehen habe! —

Maria. Kind vergiß den Nahmen und den Mann. Du siehst wie viel Du jetzt leidest und wenn Du ihn nicht mit Gewalt aus Deinem Herzen und Gedanken drängst, was wirst Du noch leiden!

Gioconda. Könnt' ich ihn dadurch verdienen —

Maria. So liebst Du mich, daß Du meinen Bitten nicht im geringsten nachgiebst? Argwohnt der Graf etwas davon, so bin ich ein Opfer seiner Rachgier.

Gioconda. Du quälst mich Maria! Nimm mich wie ich bin, ich kann nicht für mich. Befiehl mir, was Du willst, alles

will ich lassen; aber ich kann nicht für meine Gedanken.

Maria. Wie aber magst Du Dich an eine Unmöglichkeit hängen? Schwärmst Dich mit dem Nahmen eines Mannes um Deine Ruhe, der vielleicht nicht an Dich denkt, weil er vernünftig ist und einsieht, daß Du nicht für ihn seyn kannst, wenn er Dich auch lieben könnte.

Gioconda. Du hast mir einen Dolch in's Herz gestoßen, Maria! — der nicht an mich denkt, sagtest Du?

Maria. Und das fiel Dir nie selbst ein? Welche Beweise hast Du, daß auch er Dich liebt? gab er Dir wohl welche?

Gioconda. Nein Maria! Nie! Gott welche Unruhe hast Du in mir erregt! Ich sah ihn heute nicht in der Kirche und doch sagte ich ihm vorgestern, daß ich fast alle Tage die heilige Messe besuche.

Maria. Gioconda! Kind, was hast Du gethan? Armes unerfahrnes Mädchen!

Wie? wenn Bandini kein edeldenkender Mann wäre und über Deine Schwachheit lachte?

Gioconda. Heilige Rosalia! Er könnte über meine Schwachheit lachen?

Maria. Beruhige Dich Kind! Komm jetzt zum Ankleiden, wir wollen wovon anderm reden, daß Du Dich sammlen kannst.

Die gute unschuldige Gioconda war voll Zweifel, Unruhe und Angst, und Maria freute sich, daß sie Zweifel in ihr erregt hatte. Sie hoffte ihre Pflegetochter ganz zu heilen, wenn sie die Zweifel immer nähren und zum völligen Mißtrauen bringen könnte, sobald nur Bandini Wort hielte und sie nicht mehr aufsuchte.

Gioconda gieng hierauf zur Gräfinn ihrer Mutter und fand auch schon ihren Vater da. Sie bemühte sich heiter zu scheinen; allein wie hätte die fromme Unschuld sich so verstellen können, ihre Unruhe ganz zu verbergen? Ihr Betragen hatte daher einen ganz besondern Anstrich; zu ihrem Glück aber schrieben

es Vater und Mutter auf Rechnung der jungfräulichen Schüchternheit, weil man sie von der Vermählung mit dem Fürsten unterhielt.

Endlich aber, als ihr der Graf sagte, daß er die Vermählung nach zwey Monaten festgesetzt habe, so ward sie, wie aus einem Traume geschreckt. Sie fuhr vom Stuhle auf, und stand starr und zerstöhrt mit offnem Munde und aufgerissenen Augen. Beide Eltern erschracken über die jählinge Entstellung ihrer Tochter, sprangen hinzu und stürmten mit Fragen in sie, was ihr zustoße? Gioconda sank ganz entkräftet zusammen, ihre Augen schlossen sich; „Aufschub!“ hauchte ihr erblassender Mund! ihr Kopf neigte auf die Seite und todt hielt sie der Graf in seinen Armen.

Maria ward herbeygerufen und nach vieler Bemühung erholte sie sich wieder.

Unerachtet die Gräfinn sich alle Mühe gegeben hatte, ihren Gemahl in Ansehung Mariens zu beruhigen, so stürmte er doch

auf's

auf's neue auf sie los und maß ihr alle Schuld des Zufalls bey. Maria vertheidigte sich nicht, weil es bey dem Grafen nicht rathsam war. Wie aber Gioconda wieder Kräfte gesammlet hatte, so ergriff sie die Hand ihres Vaters und fiel vor ihm nieder —

Gioconda. Gnädiger Herr, Maria ist unschuldig; hier liegt die Schuldige und bittet um Gnade. Aufschub gnädiger Herr! — Der Nahme Cosolito — damit haben Sie mich niedergeschlagen. Sie nannten ihn vorhin nur und ich fühlte meine Kräfte schwinden, und jetzt bestimmen Sie mir ihn in zwey Monaten zum Gemahl und ich verlohr alles Bewußtseyn. Gnädiger Herr, ich kann nicht — ich kann nicht dafür, daß mir der Fürst unausstehlich ist.

Der Graf (zu Marien.) Sind das die Früchte Deiner Erziehung?

Gioconda. Nicht Maria; ich bin die Schuldige —

Der Graf. Schweig Elende —

Der Graf war außerordentlich aufgebracht, und weder das Zureden seiner Gemahlinn, noch das Bitten seiner Tochter konnten ihn besänftigen; Maria mußte sich durch die Flucht vor seinen Mißhandlungen sichern.

16.

Wie angenehm Gioconda diesen Tag hingebracht habe, ist sehr leicht zu erachten; und doch betrug sie sich mit einer Fassung, die von ihr kaum zu erwarten war. Der Fürst benahm sich sehr artig, doch ohne Zudringlichkeit; und die Aufmerksamkeit, mit der sie sich vom Grafen ihrem Vater beobachten sahe, erhielt sie in beständiger Anstrengung, ihren Widerwillen und ihren Kummer so viel wie möglich zu verbergen.

Man verabredete die Festlichkeiten zu der Vermählung und Gioconda blieb standhaft. Sie bat endlich ohne Anschein von Zwang um Aufschub von einigen Monaten und behielt

ihre

ihre Fassung, wie ihr der Graf allen Aufschub versagte. Sie wandte sich darauf an den Fürst und bat diesen mit der liebenswürdigsten Offenheit um Fürsprache bey ihrem Vater, daß dieser gerührt wurde und ihr endlich, mit Beystimmung des Fürsten, noch einen Monat Aufschub zugestand.

Ganz anders aber betrug sich Gioconda, wie sie wieder in ihr Zimmer zu ihrer guten Maria kam. Trostlos fiel sie ihr um den Hals; weinte und schluchzte und vermochte nichts zu sagen, als: „rette mich! in drey Monaten!“ —

Maria wollte sie trösten und vermocht' es nicht, sie weinte in ihre Thränen.

Gioconda. O wenn mich Bandini liebte! wenn er mich rettete!

Maria. Laß den Gedanken, Kind! er ist unmöglich und vergrößert Deine Leiden noch mehr. Fasse Muth und unterwirf Dich Deinem Verhängnisse. Als Gemahlinn —

Gioconda. Ich bitte Dich, gute Maria, um aller Heiligen willen! ich bitte Dich rede nicht weiter. Liebte ich Dich nicht mehr, wie meine Mutter, kein menschlicher Zwang hätte mir die heutige Verstellung abgenöthiget. Lieber den Tod! —

Maria. Gute Seele!

Gioconda. Liebst Du mich Maria, so denke auf Rettung! Rettung, gute Maria, Rettung!

Maria. Wie kannst Du mehr fordern, als ich vermag? O Gioconda Du kennst nicht unser armseliges Verhältniß, wenn wir ohne Schutz, ohne Führer sind.

Gioconda. O Bandini! Maria, Bandini muß ein edler Mann seyn; such' ihn auf; bitt' ihn um Beystand, er wird uns retten.

Maria. Kind, Kind, was willst Du? Dich einem unbekannten Fremdlinge in die Arme werfen! Du kennst die Welt nicht; Verachtung und Elend würde unser Loos seyn. Und wenn er uns an Deinen Vater verriethe?

O Gioconda hänge nicht so unglücklichen Gedanken nach.

Die gute Maria wandte alles an, ihre Pflegetochter aufzurichten; allein sie blieb untröstlich und bestand darauf, sich durch die Flucht zu retten, so schrecklich und schwer Maria ihr dieß auch vorstellte.

Bandini hatte seine Zeit nicht vergnügter zugebracht. „Wenn ich kann;“ hatte er sein Wort gegeben und nun war es bey ihm fest: „ich kann nicht.“

Sein Freund Bargendo besuchte ihn und er erzählte ihm alles, was vorgefallen war. Lieber will ich mich, sagte er endlich, in den Krater des Aetna stürzen, als noch länger ein so qualvolles Leben erdulden. Ich will mich losreißen und ich kann nicht. Vernichtung ist besser als sich so sinnlos, ohne anderes Gefühl, als die folternde Leidenschaft, hinschleppen.

Bargendo. Freund ich bitte Dich —

Bandini. Laß mich Vargendo; mein Plan ist gemacht. Ich versprach es, Gioconden nicht mehr zu sehen, wenn ich könnte. Ich kann nicht, und ich werde sie sehen. Sie liebt mich, so sagt' mir ihre Kammerfrau, oder wer sie war; und was soll uns also hindern, daß wir uns vereinigen und unserer Liebe leben? Ich werde sie morgen sprechen, und liebt sie mich, so wird sie in die Flucht willigen.

Vargendo. Bandini Deine Leidenschaft verblendet Dich, daß Du die Größe der Gefahr übersiehst, der Du Dich aussetzen willst.

Bandini. Auch die größten Gefahren wiegen die Leiden der Seele nicht auf, die mich drücken und alle meine Kräfte vernichten. Ich bitte Dich also, rede nicht in mich! um Deine Verschwiegenheit darf ich Dich nicht bitten. Der Graf wird sein einziges Kind nicht verlieren wollen; wir sehen uns dann glücklicher wieder.

Vargendo. Und wenn der Graf alles anwendete, den Räuber seiner Tochter lebendig oder todt in seine Gewalt zu bekommen. Wenn er wohl der Tochter, aber nicht ihrem Entführer verzeihen würde!

Bandini. Du vergißt unsere Freundschaft Vargendo! Ich bitte Dich, Du sollst nicht in meinen Plan reden und Du machst mich zum Räuber. Was will ich hier anders thun, als Fesseln zerbrechen, die verhindern, daß zwey Menschen nicht so glücklich seyn sollen, als sie es seyn können? Ich will Gleichgewicht herstellen, wo Standesvorurtheil und Vatertyranney das Uebergewicht nehmen wollen. Kurz Vargendo ich werde Gioconden sprechen, ich muß sie sprechen, und wenn mein Leben augenscheinlich in Gefahr wäre.

Vargendo. Ich darf also nichts mehr thun, als meinen Freund, den ich so zärtlich liebe, beklagen.

Bandini (bitter lächelnd.) Du beklagst Deinen Freund, daß er alles wagen will, um glücklich zu werden?

Vargendo. Bandini verdiene ich die Mine und den bittern Ton? Mein Wunsch Dich glücklich zu sehen ist so heiß, so aufrichtig, und könnt' ich ihn mit Gefahr meines Lebens in Erfüllung bringen — aber hier! — Und hast Du Ueberzeugung, daß Dich die Manaldechi liebt? Wenn Du nur einen Augenblick die Vernunft hören und Deiner Leidenschaft Stillschweigen auflegen wolltest, so würdest Du vielleicht finden, daß Dich bloß Ehrsucht und nicht Liebe allein an die Gräfinn zieht. —

Bandini. Vargendo!

Vargendo. Vergieb mir Freund! Wahre Freundschaft verträgt die aufrichtige herzliche Meinung des Freundes. Was hast Du für Ueberzeugung?

Bandini. Gioconda liebt mich. Was hab' ich Dir erzählt von ihrer Kammerfrau?

Var=

Vargendo. Und wenn diese eine listige Kreatur wäre; eine Vertraute einer andern listigen Kreatur, die jene abschickte, um sich mit Dir einen Zeitvertreib zu machen?

Bandini (springt auf.) Himmel und Hölle, Vargendo, was sagtest Du?

Vargendo. Wozu der Eifer Freund? Hast Du nicht so oft die bitterste Klage geführt, daß an die Stelle der Aufrichtigkeit die zeremoniöse Höflichkeit ohne Sinn und Gefühl getreten sey? Und was bürgt Dir dafür, daß Gioconda Monaldechi eine Ausnahme davon sey? Wäre ich nicht so Dein Freund, als ich es wirklich bin, würde mich vielleicht ein solches Abentheuer ergötzen, und ich würde Vorschub und Beystand versprechen; allein so? Bey meinem Herzen! — Freund ich wünschte, Du hättest mir Deinen Plan verschwiegen.

Bandini war nachdenkend und es schien, als hätte die nachdrückliche Rede seines Freundes Eindruck auf ihn gemacht; allein seine

Krank=

Krankheit hatte schon zu feste Wurzel gefaßt und wie ihn sein Freund verlassen hatte, so war auch jener Eindruck bald verwischt.

Schlaflos und mit tausend Entwürfen brachte er auch diese Nacht wieder zu, und am andern Morgen noch vor acht Uhr war er schon in der Kirche und wartete mit ängstlicher Besorgniß, ob auch Gioconda erscheinen würde? Jede weibliche Figur machte ihn aufmerksam und oft täuschte ihn seine Einbildungskraft. Endlich kam sie wirklich; und kaum hatte Bandini das Vermögen, ihr zu folgen. Auch Gioconda fühlte bey Ansicht seiner ein solches Ermatten, daß sie froh war, wie sie einen Stuhl erreichte.

Hier knieten nun beide Liebende neben einander, mit so vollem Herzen und so ängstlicher Unruhe — und lange wagte keins von beiden nur einen Blick. Endlich faßte Bandini Muth:

Bandini. Englische Gioconda, darf ich nur auf einen Blick hoffen? Sie zürnen viel-

vielleicht und werden mir vergeben, wenn Sie meine Entschuldigung hören.

Gioconda. Ich zürnen? Nein Bandini; aber mir ist es so schwer — so angst, daß ich kaum zu athmen wage. Bandini — wenn Sie mich verlassen wollten!

Bandini. Wenn Sie befehlen Gräfinn, so gehorche ich — und eben so willig gehorche ich, wenn Sie mir befehlen, mein Leben hier zu ihren Füßen zu endigen.

Gioconda. Bandini! in drey Monaten bin ich die Gemahlinn des Fürsten Cosolito.

Bandini. Gräfinn, schon leid' ich unaussprechlich, und mit jedem Worte, das Sie aussprechen, vergrößern Sie die Last meiner Leiden. Ich kam hieher, um Trost aus ihrem Engelgesichte zu schöpfen —

Gioconda. Trost? Bandini ich habe Trost nöthig.

Bandini. Gioconda hat Trost nöthig und ist doch binnen drey Monaten die Gemahlinn des Fürsten Cosolito?

Gioconda. Könnten Sie es fühlen wie schwer es mir ward, Ihnen das zu sagen. Nein Bandini! ehe soll man mich in die Gruft meiner Vorfahren tragen, als mich an den Traualtar führen. Ich schwör' es hier an heiliger Stådte vor allen Heiligen.

Bandini. Gerechter Himmel, was hör' ich! Gioconda, englische Gioconda! hier an heiliger Stådte? Mådchen des Himmels, ich liebe Dich!

Gioconda. Bandini! Gott straft die Heuchler! und meine gute Maria sagte mir: wenn er über Deine Schwachheit lachte! und doch —

Bandini. Er? Wer Gioconda? englisches — Verzeihen Sie meine Vertraulichkeit, Gråfinn, meine Liebe — o! — meine unaussprechliche Liebe verleitet mich, daß ich schuldige Achtung vergesse. Wer soll lachen?

Gioconda. Bandini ich liebe meine Pflegemutter und weiß, daß sie es aus Wohl-

wollen sagte; allein Bandini! — sie soll Sie kennen lernen, ich will so lange bitten, bis Sie es mir verspricht und Bandini, Sie werden edelmüthig seyn und uns rathen.

Bandini. Gräfinn, was soll ich Ihnen rathen?

Gioconda. Ich glaube Entschlossenheit ist ein Eigenthum des Mannes?

Bandini. Sobald es Gioconden betrift, so bin ich zu allen entschlossen.

Gioconda. Das ist freylich etwas. Aber Bandini, fühlen Sie auch was Sie sagen? Warum eben sobald es mich betrift?

Bandini (feurig.) Weil ich Dich — (hält inne und sieht ihr starr in die Augen.) Nein Du zürnst nicht, englisches Mädchen über meine angemaßte Vertraulichkeit. (Er neigt sich mit dem Gesichte, nimmt ihre Hand an seinen Mund und küßt sie) Gioconda! ich liebe — — werd' ich wieder geliebt? (Sie drückt seine Hand, Thränen dringen aus ihren Augen und sie legt ihr Gesicht

auf

auf den Arm, den sie auf dem Pulte ruhen hatte.) Gioconda! was seh' ich? darf ich hoffen?

Gioconda. Retten Sie mich! — ich liebe! — um aller Heiligen willen retten Sie mich!

Bandini. Und wenn Dich die Riegel der Hölle verwahrten, so will ich sie aufbrechen, Dich in meine Arme nehmen und dem Trotz biethen, der Dich mir rauben will. —

Die Flucht ward beschlossen; aber die Zeit konnte noch nicht festgesetzt werden, weil auch Maria mit zu Rathe gezogen werden sollte. Wie unwillig waren beide, daß die Messe zu Ende war und sie hatten noch so viel zu reden. Die gute furchtsame Gioconda, die so einsam erzogen war und die Flucht nur dem Nahmen nach kannte, sprach mit einer Entschlossenheit, als ob es die leichteste Unternehmung sey. Und unerachtet Bandini mehr Einsicht hätte haben sollen, so ließ ihn die Liebe keine Anwendung machen, er sprach, als ob er schon in völliger Sicherheit wäre.

Die

Die letzte Verabredung war, daß Maria übermorgen gewiß, wenn nicht morgen hier seyn sollte, um ihren Rath zu hören und die Rettungszeit zu bestimmen. Die Trennung war schwer; allein mit erleichterten Herzen schieden sie, weil sie Uebereinstimmung in sich gefunden hatten, und die frohe Zukunft, die sich beide vorstellten, heiterte ihre Seelen auf.

17.

Wie erschrack die gute Maria, als Gioconda außer sich in's Zimmer stürzte, und mit ausgelassener Freude alles erzählte, was vorgefallen war.

Maria. Du freust Dich über Dein Unglück! Gioconda Du bist dem Verderben nahe!

Gioconda. Ich soll gerettet werden, Maria, und Du sprichst von Verderben und Unglück!

Maria. Unerfahrnes Kind! Du siehst nicht den Abgrund, der Dir so nahe ist. Weil

Dir Deine Einbildungskraft Rosen um den Rand pflanzt, so bist Du begierig, sie zu pflücken und bemerkst nicht, wie schlüpfrig er ist, daß Du gleiten und hinabstürzen mußt. Erschrecklich! Gioconda — (sie weint.)

Gioconda. Meine gute Maria, ich will Dir freudige Bothschaft bringen und Du weinst!

Maria. Heilige Mutter Gottes, fröhliche Bothschaft! Wenn Du mir von Deinem und meinem Verderben Nachricht bringst, nennst Du es fröhliche Bothschaft. Ich liebe Dich Gioconda so innig, so herzlich und Du opferst mich mit freudigem Herzen der Rachgier Deines Vaters auf.

Gioconda. Verhüte das Gott! Maria, wir fliehen beide vor der Tyranney des Vaters; und Bandini, der edelmüthige Bandini wird uns führen und in Sicherheit bringen.

Maria. Der edelmüthige Bandini? Beschwor ich ihn nicht bey seiner Ehre, daß er Dich nicht mehr sprechen sollte?

Gioconda. Was sagst Du? Du beschworst ihn bey seiner Ehre? Kennst Du ihn? hast Du ihn gesprochen?

Maria. Aus Liebe zu Dir, um Dich vor den Folgen einer unseligen Liebe zu sichern! Gräfinn Monaldechi willst Du Dich einem armen Fremdlinge mit Ehre und Leben anvertrauen?

Gioconda. Bandini ist ein edler Mann und liebt mich! Er wird mich retten und Dich; und —

Maria. Unerfahrnes Kind! wie? wenn er mit seiner Beute glücklich in Sicherheit kommt; Dir die Ehre raubt, entflieht und Dich in einem fremden unbekannten Lande, mit nagendem Gewissen, der Armuth und bitterm Mangel überläßt?

Gioconda. Das mag ein Unmensch thun; Bandini ist dessen nicht fähig; er liebt

mich und mit ihm werd' ich, ohne Gräfinn zu seyn, glücklich leben.

Maria. Ist das nicht Traum der Phantasie? Wie magst Du mit Gewißheit sagen: Bandini ist ein edler Mann? Du kennst die Menschen nicht; weißt nicht, wie weit verschieden ihre Handlungen von ihren Worten sind. Ich war leichtgläubig wie Du; glaube mir Gioconda ich warne Dich aus Erfahrung. Unterwirf Dich Deinem Schicksale mit Muth und laß Dich vom Abgrunde zurückziehen, weil es noch Zeit ist. Ich will Bandini sprechen und will ihm seine Verwegenheit hart verweisen; und wagt er es noch einmahl Dich anzureden, so will ich, es habe Folgen für mich, welche es wolle, alles dem Grafen entdecken.

Gioconda (fällt vor ihr auf die Knie.) Erbarmung Maria! Du willst Deine gute Gioconda in's Unglück stürzen?

Maria. Ich will sie retten, weil ich meine gute Gioconda liebe, und will sie nicht

der

der Willkühr eines unbekannten Verführers Preis geben.

Gioconda (weinend.) Schelte ihn nicht so; Du stößt mir einen Dolch in's Herz. Er liebt mich; ich liebe ihn und hasse Cosolito. Du willst mich der Liebe entreißen und dem Hasse Preis geben! Maria, gute Maria Du liebst mich nicht!

Maria. O Gott welche Leiden! — Gioconda — noch keinem Menschen habe ich meine Schicksale anvertraut — höre und laß Dich warnen. Auch ich ließ mich durch Liebe verleiten; höre mein Schicksal.

„Ich bin in Venedig gebohren; mein Familiennahme ist Horazio. Die Horazii sind eine alte Familie und gehören in die erste Klasse des Adels. Ich war die einzige Tochter und hatte drey Brüder. Ich war der Liebling meiner Mutter, und sie wandte alles an meine Erziehung. Meine Jugend war so heiter wie ein Frühlingsmorgen, und die

 Jahre

Jahre verflossen wie ein angenehmer Morgentraum.“

„Ich war sechzehn Jahre alt, als meine Eltern auf eine Verheirathung dachten. Ich ward nicht so einsam erzogen wie Du; ich hatte oft viel Gelegenheit, die vornehmsten jungen Edelleute zu sehen und zu sprechen. Allein, vielleicht aus jugendlicher Flüchtigkeit, blieb ich bey allen Artigkeiten, die sie mir um die Wette erwiesen, gleichgültig. Endlich bestimmten mir meine Eltern einen jungen Nobile vom ersten Range zum Gemahl. Es war mir gleichgültig, wie es mir meine Mutter sagte und von mir verlangte, daß ich ihm künftig mit einiger Auszeichnung begegnen möchte, um mich nach und nach an ihn zu gewöhnen; allein doch dachte ich bisweilen über den Vortrag nach und sonderbar war es, daß ich meinen künftigen Gemahl immer mit einem gewissen La Pluche verglich, der ein Marquis aus Frankreich seyn wollte. Ich hatte ihn zufällig kennen gelernt, und seine leich-

leichten französischen Manieren hatten mir seine Person angenehm gemacht.“

„Anfänglich fiel meine Vergleichung zwischen Caponi und La Pluche ziemlich gleichgültig aus; bald aber verlohr der erstere gegen den letztern, und immer mehr, je öfterer ich Vergleichung anstellte; am Ende war mir Caponi verhaßt, doch ohne daß ich Liebe zu La Pluche fühlte.“

„Ich verbarg es meiner Mutter nicht, daß ich den Caponi unmöglich zum Gemahl nehmen könnte, sobald ich wirkliche Abneigung fühlte, und sie scherzte über meine Grillen. Mein Vater war gewiß kein Tyrann gegen seine Kinder und forderte nichts mit Ungestüm; sobald wir aber etwas nachgegeben und stillschweigend oder wörtlich es zu befolgen uns verbindlich gemacht hatten, so hielt er mit aller Strenge darauf.“

„Ich wußte es nicht und war zu flüchtig gewesen daran zu denken, daß mein Vater mit dem alten Caponi darüber Abrede nehmen

 würde,

würde, um ihm sogleich zu sagen, er gefällt mir nicht. Jetzt hatte es ihm meine Mutter erzählt, daß ich Abneigung gegen Caponi hätte und sie brachte mir den kurzen Bescheid, daß ich nun nicht zurücktreten könnte, weil er dem alten Caponi das Wort gegeben habe."

„Da ich meinen Vater kannte, daß er durch nichts vermocht werden konnte, sein einmahl gegebenes Wort zurückzunehmen, so fühlte ich auf einmahl eine Bangigkeit in meiner Brust, die mir um so drückender wurde, weil sie mir etwas ungewöhnliches war. Jedermann bemerkte die Veränderung an mir, weil ich meine gewöhnliche Lebhaftigkeit ganz verlohr und wußte sie nicht zu deuten, weil meine Verbindung noch ein Geheimniß war. Jetzt sah mich der Marquis und mit der größten Theilnehmung äußerte er seine Verwunderung über meine Veränderung."

„Es ist eine der größten Schwachheiten unsers Geschlechts, allzuleichtes Zutrauen. Wenn uns Verlegenheit drückt, so dürfen wir

nur Theilnehmung sehen, und wir schütten unser Herz aus, ohne daran zu denken, daß die Theilnehmung erheuchelt seyn könnte. Und immer sind wir zutraulicher gegen das männliche Geschlecht, als gegen das weibliche, weil wir vielleicht aus einem dunkeln Gefühle der Stärke desselben, von ihm mehr Beystand uns versprechen, als von dem weiblichen."

„Durch seine Theilnehmung, die ich für Wahrheit annahm, gewann mich der Marquis und nach einigen Schmeicheleyen und Betheurungen, daß er mich über alles liebe, entdeckte ich ihm die Ursache meines jetzigen Trübsinns. Der Marquis wollte verzweifeln, wie er hörte, daß ich dem Caponi zur Gemahlinn bestimmt sey. Er lag auf den Knien vor mir und versicherte mich mit den schrecklichsten Eidschwüren, daß ihn diese Nachricht das Leben kosten würde. Die wenige Aufmerksamkeit, mit der ich ihn behandelt habe, wäre Ursache gewesen, daß er mir nicht schon längst das Bekenntniß seiner über-

schwenglichen Liebe zu meinen Füßen abgelegt hätte; und aus Furcht, eine unwillige Abweisung zu erhalten, hätte er sich vorgenommen, seine Bemühungen zu verdoppeln, bis ich geneigter gegen ihn scheinen würde.“

„Alles, was mir der Marquis sagte, erleichterte mein Herz ungemein, und seine anscheinende Theilnehmung rührte mich bis zu Thränen. Er sprach mich noch einmahl und fuhr in dem nehmlichen Tone fort und das folgende Mahl trug er mir seine Liebe an und bat um Gegenliebe. Es war unnöthig, daß er seine Worte so schön wählte; ich war berückt, und unerfahren wie ich war, gestand ich ihm ohne Rückhalt, daß er mir über alles theuer sey.“

„Nicht sogleich, aber bald darauf schlug er mir die Flucht vor, um mich dem Zwange meiner Eltern zu entziehen, da außerdem kein ander Mittel wäre, der beabsichteten Vermählung auszuweichen. Ich verabscheute den Gedanken, meine Eltern, die mich gewiß

zärtlich liebten, so grausam zu kränken: allein der Marquis kannte meine Schwäche, er wußte mir das unglückliche Verhältniß als Caponi's Gemahlinn so schauderhaft vorzustellen, daß ich nach und nach den Vorschlag so unannehmlich eben nicht fand, und endlich einwilligte, wie er mir unsere künftige Vereinigung mit den schönsten Farben mahlte, und es mir ganz wahrscheinlich machte, wie leicht sich meine Eltern zur Versöhnung bereit finden würden, wenn unsere Verbindung nicht mehr zu trennen wäre."

„Um keinen Verdacht zu erregen, hielten wir nun gewöhnlich des Nachts unsere Zusammenkünfte, und setzten alles in Bereitschaft zur baldigen Abreise. Allein sie verzog sich von Zeit zu Zeit, weil der Marquis immer vergebens auf Wechsel hoffte. Ich befand mich nach meiner Meinung schon im Hafen des Glücks und dankte dem Himmel, daß er mir einen so großmüthigen Retter zugesandt hatte. Wie aber die Wechsel immer nicht

ankommen wollten, und der Marquis in verzweifelnde Klagen ausbrach, daß ihn das Schicksal so mißhandle, so überfiel mich auf einmahl schrecklich peinigende Angst, die sich von Tage zu Tage vermehrte, weil meine Eltern schon allerhand Anstalten zu meiner Vermählung machten."

„Der Marquis wußte meine Angst zu vermehren, um mich zu betäuben, daß ich ohne Bedenken seinen Vorschlag befolgen möchte, mit dem er endlich herausrückte: daß ich suchen sollte, so viel wie möglich an Juwelen und andern Kostbarkeiten in meine Gewalt zu bekommen, damit wir nur die Reisekosten bis Frankreich bestreiten könnten. Wären wir nur erst auf seinen Gütern angelangt, so wollte er mir gern das doppelt ersetzen, was wir jetzt zu Gelde machen müßten."

„Meine Verlegenheit war zu groß und mein Vertrauen zu unumschränkt, als daß ich nicht alles hätte eingehen sollen. Sogleich suchte ich alle Kostbarkeiten zusammen,

übergab sie meinem Geliebten und bat ihn so dringend als möglich, eilige Anstalten zu treffen. Er besah Stück vor Stück, und gab mir endlich zu verstehen, so kostbar alle diese Dinge wären, so würden sie doch nicht hinreichend seyn, ein solches Unternehmen auszuführen. Ich war auch dazu leicht zu bereden, daß ich die Juwelen meiner Mutter, und meines Vaters Schatulle herbeyschaffen sollte; und nun ward die Nacht unserer Abreise bestimmt. Die Juwelen meiner Mutter gab ich meinem Verführer schon die Nacht vorher; die Schatulle holte ich die letzte Nacht, und fast ohne Besinnung folgte ich meinem Führer, ohne zu wissen wohin. Wie ich aus Venedig gekommen bin, weiß ich nicht; mit unbeschreiblicher Angst lag ich ohne Besinnung in den Armen meines Geliebten, und erholte mich erst etwas, wie wir schon einige Tage in Rom waren."

„Jetzt schon, wie ich fähig war, über meinen Schritt etwas nachzudenken, überfiel

mich wehmüthige Reue, und es war mir, als ob ich einigen Widerwillen gegen den Marquis fühlte, ohne mir doch Rechenschaft geben zu können, was die eigentliche Ursache sey. Wir waren einen Monat in Rom und täglich hatte ich erwartet, daß wir unsere Reise nach Frankreich antreten würden. Immer hatte ich mich gescheut, den Marquis daran zu erinnern; wie er aber nie eine Sylbe davon erwähnte, so fragte ich endlich um die Zeit. Denke Dir mein Erstaunen, als er mir ganz kaltblütig antwortete, daß dazu noch lange Zeit sey, und daß ich ganz unbesorgt seyn könnte, da ich hier eben so sicher wäre, als in Frankreich."

„Von der Zeit an quälte mich bittre Reue, der ich um so mehr nachhängen konnte, weil mich der Marquis die meiste Zeit allein ließ, und mich mit einer Kälte behandelte, die mich ganz muthlos machte."

„Bald darauf kam er wider seine Gewohnheit einmahl sehr zeitig nach Hause, sah ganz

zerstört aus und sagte: Morgen reisen wir gewiß und vielleicht noch diese Nacht. Die Nachricht war mir so angenehm, daß ich um die Ursache seiner Zerstörung und des geschwinden Entschlusses zu fragen vergaß. Der Marquis gieng wieder ohne ein Wort zu sagen, und ich packte in aller Eile ein, um jede Minute reisefertig zu seyn. Nach einer Stunde kam der Marquis wieder und sagte, daß der Wagen bald vorfahren würde."

„Der Marquis sprach wenig und schien ungemein niedergeschlagen; und ich — ich weinte. Gioconda, Gioconda, wenn Du meinen Zustand fühlen könntest! Mir ahndete Unglück, und etwas in mir, was ich nicht kannte, hielt mich zurück, meine Schwermuth dem, dem ich mich so unvorsichtig anvertraut hatte, zu entdecken."

„Wir kamen nach Neapel, hielten uns einige Tage da auf, bestiegen ein Schiff und kamen hieher nach Messina."

„Der

„Der Marquis blieb tiefsinnig und zurückhaltend. Ich wagte es endlich, ihn um die Ursache zu fragen, und er gab vor, er hätte unangenehme Nachrichten aus Frankreich erhalten. Ich beklagte mich über sein zurückhaltendes Wesen, da ich mich ihm doch so unbeschränkt anvertraut hätte, und er fragte mich in spottendem Tone: ob es mich wohl gereue? Ich sah ihn darauf starr an; Wehmuth überfiel mich, und Thränen und Schluchzen hinderten mich zu antworten.

„Wie sehr wünschte ich mich nun zu meinen guten Eltern zurück! Ich verabscheute den Marquis mehr und mehr, weil ich einzusehen glaubte, daß er wohl ganz andere Absichten gehabt habe, mich zu diesem Schritte zu verleiten. Und mein Argwohn war nicht ungegründet."

„Etwa einen Monat darauf brachte mir ein Matrose einen Brief. Er ist vom Marquis La Pluche sagte der Mensch und gieng wieder. Eine Zentnerlast fiel auf mich.

Lange war ich unentschlossen, ihn zu erbrechen; ich werde mein Unglück lesen, sagte ich, wenn ich ihn nahm, und legte ihn geschwind wieder weg."

„Ich hatte mich nicht geirrt; der Niederträchtige schrieb mir etwa folgendes. Ich möchte ihm verzeihen, daß er so eben ohne mich abgereißt sey. Die äußerste Noth habe ihn gezwungen, die Liebhaberrolle bey mir zu übernehmen, um nur einigermaßen seinen Verlust zu ersetzen, den er in Venedig im Spiele erlitten hätte. Er bedaure, daß er bey meinem Vater nicht so glücklich seinen Zweck erreicht habe, wie bey mir. Schon in Rom habe er sich für mich verwendet, um mich mit ihm auszusöhnen; allein anstatt einer günstigen Antwort, habe er die Nachricht erhalten, daß Banditen gedungen wären, ihm aufzupassen. Um seines Lebens Sicherheit willen wolle er ganz Italien verlassen und rathe mir: ohne ihn, mich auf Unterhandlung mit meinem Vater einzulassen, der vielleicht

jetzt gegen seine einzige Tochter nicht mehr so unerbittlich seyn würde. Wäre es aber; nun so könne er mir keinen andern Rath ertheilen, als meine Zuflucht in einem Kloster zu suchen.“

„Fühlst Du es Gioconda, was ich gesagt habe? Hier war ich nun ohne die geringste Unterstützung in einer ganz fremden Stadt. Alles was mir mein niederträchtiger Verführer zurückgelassen hatte, belief sich auf keine zehn Dukaten. Ich war der Verzweiflung nahe, nicht vermögend einen Gedanken zu fassen, was ich wohl unternehmen sollte.“

„Meine Kräfte waren so schrecklichen Leiden nicht gewachsen; ich verfiel in ein hitziges Fieber und weiß nicht, was mit mir vorgegangen ist. Ich habe gerast und die wenigen Augenblicke, die ich bey mir selbst war, waren zu kurz, als daß ich bemerken konnte, wo ich war. Man hatte mich zu den mitleidigen Schwestern in's Kloster gebracht; und ihrer Sorgfalt habe ich mein Leben und meine

Gesundheit zu verdanken. Aus diesem Kloster ward ich Deinem Vater unter dem Nahmen Maria Cambria empfohlen und habe Dich, liebe Gioconda, bis hieher erzogen. — Wie, wenn nun Bandini ein Marquis La Pluche wäre?“

Gioconda saß in tiefen Gedanken und antwortete nicht auf Mariens Frage. Ihr Gemüth war in großer Bewegung; ein Seufzer folgte dem andern, und nur sparsam drängte sich eine Thräne um die andere aus ihren Augen.

Maria. Du schweigst mein Kind? Hätte meine Erzählung doch so viel Wirkung auf Dich, daß Du einer Liebe entsagtest, die Dein Verderben seyn kann. Ich liebe Dich Gioconda; vielleicht Deine einzige Freundinn spricht mit Dir — Gioconda! — laß Dich meine Thränen rühren — mein Schicksal warnen —

Gioconda. Ach Maria! (Ein Strom von Thränen hemmte ihre Sprache und machte dem bedräng-

ten Herzen Luft.) Gute Maria! verdamme ihn nicht, ehe Du ihn hörest. O wär' er hier gewesen und hätte Deine Erzählung gehört! Gewiß würde seine edle Seele den schändlichen Bösewicht verdammt haben. Einer solchen That kann Bandini unmöglich fähig seyn!

Maria. Liebes Kind, eben so hätte ich für den Marquis gesprochen —

Gioconda. Rede mit ihm selbst Maria — rede mit ihm und beobachte ihn genau; spricht er wie der Marquis sprach; sind seine Worte gleißnerisch; verrathen seine Minen Tücke; nun gut! — Wo nicht, so laß uns mit ihm fliehen. Caponi kann Dir das nicht gewesen seyn, was mir Cosolito ist.

Maria liebte ihre Pflegetochter zu sehr, als daß sie ihr nicht diese Bitte hätte nachgeben sollen. Noch nie hatte Gioconda so viel gelitten. Ihre Einbildungskraft stellte ihr die fürchterlichsten Bilder vor, die sie aus Mariens Erzählung zusammensetzte. Nicht viel

ruhi-

ruhiger war Maria; sie sah und hörte, was ihre Pflegetochter litt und war eben so besorgt für ihre Gesundheit, als ängstlich über den Ausgang dieses Handels.

18.

Bandini dachte an kein Hinderniß seiner Liebe; der Besitz der Gräfinn war ihm so gut als gewiß. Er fühlte sich ganz glücklich, erhaben über alles Leiden, das er bisher gefühlt hatte und die ganze Stimmung seines Gemüths war heiter und wonniglich. Vorher schlich er durch die Straßen, sahe vor sich hin und gieng, als ob er sich dem Anblicke der Menschen entziehen wollte; und jetzt schritt er mit gestrecktem Körper, kraftvoll dahin und blickte neugierig umher, ob sich Niemand fände, der ihn bewundern wolle. So schnell war der Uebergang von Mißmuth zur Heiterkeit.

Er kam nach Hause, brachte alle seine Sachen in Ordnung, als ob die Abreise ganz

nahe wäre, und befahl seinem Bedienten, daß er alle seine Geräthschaften in reisefertigen Stand setzen sollte.

Vargendo trat herein. Mit offnen Armen sprang ihm Bandini entgegen und rief mit Entzücken: „Freund, nimm an meiner Freude Theil, ich bin ganz glücklich!“

Vargendo erstaunte über die Veränderung seines Freundes, den er ganz das Gegentheil von gestern sahe, und wußte nicht, was er sagen sollte.

Bandini. Du schweigst Freund? —

Vargendo. Eh' ich Dir Glück wünschen kann, erwart' ich erst die Aufklärung Deiner so schnellen Veränderung.

Bandini. Ist wohl ein ander Glück für mich möglich, als die Gräfinn Monaldechi?

Vargendo (bedeutend.) Bandini! wie nahe es mir geht, daß Du Dich so täuschen kannst.

Bandini. Und wie es mich schmerzt, daß Du sogar nicht mit mir einstimmen willst.

Var-

Vargendo. Man spricht allgemein, daß die Vermählung nahe sey.

Bandini. So bin ich meinem Glücke um so näher! Siehst Du, wie unnöthig Du Dir meinetwegen Sorge machst? Freund, daß ich Dich verlassen muß, dieß ist mir eine unangenehme Bitterkeit in meinem Wonnekelche; um so mehr aber wird sie versüßt werden, wenn wir uns dereinst wieder sehen.

Vargendo. Träume nicht zu süß Bandini, um unserer innigen Freundschaft willen bitt' ich Dich!

Bandini. Wenn ich doch die mißtrauische Zweifelsucht aus Deinem Herzen reißen könnte. Die Gräfinn liebt mich; im Tempel hat sie mir das Bekenntniß abgelegt, zweifelst Du auch daran?

Vargendo. Und wenn ich das auch nicht bezweifele, seh' ich Dich denn darum glücklich? Die Art und Weise, wie Du zu ihrem Besitze gelangen willst, billigt sie die?

Bandini. Mit heißen Thränen der Liebe, um aller Heiligen willen! hat sie mich um Rettung gebethen; ist das nicht Billigung?

Vargendo. Auch dieses zugegeben. Ist Dir denn die Flucht so leicht? Besteigst Du etwa mit Deinem Freunde ein Schiff und gehst nach Neapel oder sonst wohin? Wie wenn euer Unternehmen verrathen wird? Erreicht auch in aller Sicherheit ein Schiff, seyd ihr dann schon an dem Orte der Sicherheit? Wie bald wird Gioconda vermißt werden und Du bist des Todes!

Bandini. Ich trotze allen Gefahren. Wenn jedes Unternehmen nach allen bösen Seiten und Zufälligkeiten vorher bedächtig erwogen werden sollte, so würden wir wenig große Thaten haben. Die Folge der Unternehmung, die wir uns als gegenwärtig denken und schon empfinden, muß uns reitzen und über alle Schwierigkeiten und Gefahren wegtragen.

Vargendo. Wird aber der Weise nicht die künftige Folge seiner Unternehmung, die ihm seine Einbildungskraft vergegenwärtiget, vorher mit der Fakkel der Vernunft beleuchten, ob ihr nicht die Einbildungskraft ein zu lachendes Gewand anlegt? Willst Du Dich lieber die Einbildungskraft als die Vernunft leiten lassen?

Vandini. Ueber die kalte stoische Weisheit! Kann die an der Seite der feurigen Liebe gehen, die sich über alles Irrdische himmelan schwingt?

Vargendo. Ueber die kalte stoische Weisheit sagst Du! Wie aber, wenn sie weit sicherer zum wahren Menschenglücke führte, als der feurige Enthusiasmus? Wenn ich mich nicht sehr geirrt habe, hattest Du es schon weit gebracht in der Gewalt, die Kraft Deiner Empfindungen durch kalte Vernunft zu schwächen; was war das anders als Stoicismus? Warum machst du jetzt keinen Ge-

 brauch

brauch davon und suchst das imaginäre Bild von der Zukunft zu mildern?

Bandini. Freund, der Gedanke, daß die Gräfinn mein ist, verhindert mich, Dir auf der Bahn der Philosophie zu folgen. Gesetzt es sey alles Traum, was ich mir vorstelle, so ist auch der Traum so große Glückseligkeit, daß ich mich nur einen Bargendo darinnen stöhren lasse. — Laß mich ungehindert dem Winke des Schicksals folgen; ist die Gefahr auch noch so groß; komm' ich auch in der Gefahr um — ich sterbe für Gioconda — ich wollte sie retten. Allein Bargendo, wir werden glücklich seyn, eine prophezeihende Ahndung in meinem Herzen sagt es mir und erhöht meinen Muth. Der Graf wird nicht unmenschlich seyn; sind wir ganz sicher, soll Gioconda, will ich um seine Vergebung bitten und wie? wenn er uns zurück in seine väterlichen Arme ruft? Wenn — o der Gedanke erhebt meine Seele über alle menschliche Empfindung!

Vargendo. Bandini, Bandini! so reitzend, so hinreißend dieß Gemählde ist, so schauderhaft, so zurückschreckend ist das Gegentheil. Wenn Monaldechi ein unversöhnliches, rachgieriges Gemüth hat; wenn er alles anwendet, um euch einzuholen; wenn er Dich in gewähnter Sicherheit überfällt, Dir Dein höchstes Gut aus den Armen reißt und Du zu seinen Füßen Dein Leben verblutest?

Bandini. Gesetzt auch; so sterb' ich für Gioconden.

Vargendo. Und wo ist dann ihr Glück, das Du befördern wolltest? Wenn ihr Dein Leben, Dein Glück eben so theuer ist, wie Dir das ihrige, wie kann alsdenn ihr Leben ohne Dich ein Glück für sie seyn?

Bandini (nimmt ihn an der Hand.) Freund! ich bitte Dich, laß mich ungehindert dem Winke meines Schicksals folgen. Ich fühle Muth und Kraft in mir und durch keine Vorstellung werd' ich dahin gebracht, mein Wort,

das

das ich Gioconden gegeben habe, zurückzunehmen. Und gesetzt die Gefahr wäre so groß — gesetzt ich stände am Rande des tiefsten Abgrundes, der jede menschliche Seele mit Schaudern und Entsetzen füllte! wenn Gioconda wollte, ich nähme sie in meine Arme und wagte einen Sprung hinüber. Wäre der Weg über alle menschliche Kräfte, stürzten wir hinab — ich drückte Gioconden an meine Brust und in einem Hauche wallten unsere Seelen hinauf, wenn unsere Körper zerschmettert zu Boden fielen. Laß mich Freund — stöhre mich nicht in meinem beseligenden Wahne! Wir sehen uns wieder und — glücklich.

Vargendo konnte sich nicht der Thränen enthalten; er fiel seinem Freunde um den Hals, drückte ihn brüderlich an seine Brust und sagte:

„Ich wünsche Dir Glück! — aber meinem Herzen ahndet Unglück. Ich werde Dich verlieren und mit Dir verliere ich einen gro-

ßen

ßen Reitz meines Lebens. Ich werde trauern — Du weißt, wie lieb Du mir warst und ich träumte von nichts als heitern und zufriedenen Tagen, wie ich Dich hier wieder in meine Arme schloß; aber —"

Er konnte nicht mehr reden und Bandini vermochte vor Wehmuth nicht zu antworten. Stillschweigend mit zärtlichen Blicken, herzlichen Händedrücken und brüderlichen Küssen schieden sie von einander, als ob es das letzte Mahl wäre, daß sie sich gesehen hätten.

19.

Bandini schwebte in Entzückungen; und so großen Eindruck sein Freund durch seine Zärtlichkeit auf ihn gemacht hatte, so verwischte ihn doch bald nach seiner Entfernung sein vermeintes Glück.

Am folgenden Morgen sprach er Marien. Seiner vorgefaßten Meinung nach sollte die Art der Flucht verabredet und die Zeit festge-

setzt werden. Allein wie erstaunte er, als er hörte, daß Maria von keiner Flucht wissen wollte; daß sie ihm die bittersten Vorwürfe machte, und ihm versicherte, daß sie den ganzen Handel dem Grafen entdecken würde, wenn er nicht sobald als möglich Messina verließe.

Der entschlossene Bandini, der gegen seinen Freund aller Gefahr Trotz biethen wollte, verlohr jetzt allen Muth. Das war ihm nicht eingefallen, daß die Kammerfrau sein ganzes Unternehmen rückgängig, und sein vermeintes Glück zu nichte machen könnte. Aus Giocondens Rede hatte er voreilig und ohne Grund geschlossen, daß ihre Kammerfrau in ihren Entschluß einstimmte oder daß sie ihn wenigstens nicht hindern würde.

Er bat Marien so dringend als möglich, daß sie das Glück zweyer Liebenden nicht zernichten sollte; er lag auf den Knien, weinte, umfaßte ihre Knie und nannte sie die Erhalterinn Giocondens und seines Lebens; allein

Ma-

Maria blieb hier standhaft, welches ihr bey Gioconden unmöglich gewesen wäre. Sie glaubte nicht, daß Bandini ein La Pluche sey; indessen schien ihr doch die Folge des Unternehmens schrecklich, weil er, nach seinem eigenen Geständnisse wenig im Vermögen hatte, und daher wollte sie ihr möglichstes versuchen, den Handel lieber zu vernichten.

Bandini schied trostlos von ihr und gewaltsame Gedanken stiegen in ihm auf. Er hatte seinem Freunde gestern die Gewißheit seiner Flucht versichert und heute? — Er schämte sich, vor seinem Freunde zu erscheinen, weil seine Behauptung: daß er sich von einem süßen Traume hintergehen lasse, durch Mariens Widerstand Grund zu erhalten schien. Er nahm seinen Weg nach dem Hafen und war entschlossen: wenn morgen, übermorgen oder die ersten Tage ein Schiff die Anker lichten würde — Gioconden aus der Kirche zu entführen und mit ihr abzusegeln. Auch hier erhielt er keine günstige Nachricht und kehrte

in

in einem heftigen Anfall von Verzweifelung zurück.

Gioconda hatte mit der größten Ungeduld ihre gute Maria erwartet und schwebte zwischen Hoffnung und Zweifel, wie die Nachricht ausfallen würde. Aengstlich rief sie ihr entgegen, wie sie kam und eine Frage auf die andere strömte ihrer eben so ängstlichen Pflegemutter entgegen, ohne daß sie ihr Zeit ließ, eine zu beantworten.

Maria suchte sie zu schonen; „ich habe ihn gesprochen,“ sagte sie, „und wenn ich ihn, Dir zur Liebe, dem La Pluche auch nicht gleich stellen will, so finde ich dennoch so viel an ihm, daß ich in Deinen Entschluß nicht einwilligen kann. Und zu dem liebe Gioconda, so besitzt er kein Vermögen! wovon will er Dich erhalten? Gesetzt nun, wenn ich seine Absichten auch ganz rein annehmen will, so ist doch sein Unternehmen entsetzlich unüberlegt. Er führt Dich der Armuth und Dürftigkeit entgegen und wie bald wird dann der

Tau=

Taumel der Liebe verrauschen, und er verläßt Dich, wie mich La Pluche verließ. Hier hast Du Ueberfluß, liebes Kind, und glänzende Aussicht. Gesetzt nun Cosolito sey Dir nicht angenehm; suche Dich an ihn zu gewöhnen und bald wirst Du bey Deinem Eintritte in die größere Welt, wo Du Freyheit rings um Dich erblicken wirst, tausend Mittel zu Deinem Vergnügen finden, das Dir hinreichend jene zwangvolle Ueberwindung entschädigen wird."

„Bandini könnte unredlich an mir handeln!" seufzete Gioconda, faltete die Hände, versank in Nachdenken und hörte nicht auf das, was Maria noch sagte, um sie von ihrem Entschlusse abzubringen.

Sie war den ganzen Tag äußerst niedergeschlagen, sprach nicht und achtete auf nichts, womit sie Maria zu unterhalten versuchte. Schon spät, als sie die Zeit vorher, wie bey wichtiger Ueberlegung, in sich gesenkt da gesessen hatte, sagte sie mit angestrengtem Tone:

„Du kannst unmöglich mit Bandini gesprochen haben, daß Du mir ihn immer verdächtig zu machen suchst. Indessen Du erreichst Deinen Zweck nicht, Maria! unmöglich! mein Leben hängt an ihm.

Maria. Und wenn er heute schon Messina ohne Dich verlassen hätte!

Gioconda. So wäre das Dein Werk und Du würdest mich hinwelken sehen, wenn ich Gewißheit davon hätte. Aber das könnte Bandini? Er hätte mir im heiligen Tempel feyerlich geschworen, daß er mich retten wolle und könnte ohne mich Messina verlassen? Nein Maria, das kann Bandini nicht!

Maria. Und wenn er es nicht kann! — Gioconda, ich sehe traurige Folgen für mich voraus, daß ich so lange geschwiegen habe; allein ich will mich lieber dem wüthenden Zorne Deines Vaters aussetzen, als einen Vorsatz befördern helfen, der Dein Unglück zuwege bringen muß! Ich werde alles dem Grafen Deinem Vater entdecken.

Gioconda. Damit hast Du Bandini bedroht und glaubst nun, daß er Messina verlassen wird! Mein Herz sagt mir aber, daß Bandini Messina nicht ohne mich verläßt. Ich habe das heute auch überdacht, ich habe mir alles vorgestellt, wie weit der Zorn meines Vaters gehen könnte; und Maria ich bin entschlossen! Geh' Maria, entdeck' es meinem Vater und ich will nicht läugnen; aber ich will mich auch nicht zwingen lassen, mich an den Fürsten zu fesseln — (mit Erhebung) ehe will ich mein Leben zu seinen Füßen aushauchen! —

Maria. Kind!

Gioconda. Laß mich Maria meinem Vorsatze, ich lasse Dich dem Deinigen. Wenn mich Bandini verläßt, wenn Du mich verläßt, — so will ich mich selbst nicht verlassen. Ich kenne die Strenge meines Vaters und zitterte sonst bey der geringsten Gelegenheit; aber ich zittre nicht mehr; Liebe und

Haß giebt mir Muth; ich hasse Cosolito und liebe Bandini.

Dieß sagte Gioconda in so angestrengtem Tone, daß Marien so beklommen ums Herz wurde, daß sie ihr nicht antworten konnte.

Gioconda. Du schweigst Maria? Was Du thun willst, steht bey Dir. Bey allen Heiligen! bey der Mutter Gottes und ihrem göttlich Empfangenen schwöre ich Dir, daß mein Entschluß unveränderlich ist! Willst Du mich der Liebe schenken oder dem Hasse aufopfern, ich überlass' es Dir!

Maria (fiel ihr weinend um den Hals.) Unglückliche Gioconda!

Mehr konnte sie nicht sagen; Thränen und heftige Pressung des Herzens benahmen ihr die Sprache; und Gioconda — weinte nicht.

Bandini kam nach Hause und strengte sich an, seine Zerstöhrung seinem Freunde zu verbergen, von dem er wußte, daß er bald kommen würde; allein alle seine Anstrengung war vergeblich. Und wenn er auch glaubte: jetzt

sey

sey er gefaßt, so war es ein Augenblick, um es im nächsten weit weniger zu seyn. Er war eben im Begriff wieder auszugehen, um sich vielleicht auswärts eher zu sammlen, als Vargendo, mit einem Kästgen unter dem Arme herein kam.

Bandini erschrack, als ob er über einer bösen That überrascht würde.

Vargendo. Du willst wieder ausgehen Bandini?

Bandini. Ich wollte — um mir die Zeit zu verkürzen.

Vargendo. Ich sehe Dich heute nicht so heiter Freund, wie gestern?

Bandini. Heiter? Doch wohl! allein Geschäfte meiner Art können doch wohl so etwas die Minen verändern.

Vargendo. Immer wahr! allein — doch ich will nicht forschen; rechne alles auf meine Freundschaft, fodere jede Unterstützung, und Du wirst mich in allem bereit finden, was nicht meine Kräfte übersteigt, da ich

Dich in Deinem Entschlusse unveränderlich finde.

Bandini. Ich war am Hafen, erkundigte mich nach einem segelfertigen Schiffe und fand kein's.

Vargendo. Ein segelfertiges Schiff? Bandini Du schwärmst!

Bandini verlohr alle seine Fassung; er verbarg sein Gesicht in seine Hände und — weinte.

Vargendo. Wie erklär' ich das? —

Bandini (schwieg.)

Vargendo. Ist es so weit Freund, daß Du Sicilien verlassen willst, so wäre es sehr unsicher, wenn Du Dich einem Schiffe anvertrauen wolltest, dessen Lauf man weiß, besonders in der jetzigen Jahreszeit, da die Anzahl der vor Anker liegenden Schiffe wenig sind. Würdest Du nicht dem Grafen den Weg zeigen, wo er Dich aufsuchen sollte?

Bandini (stutzte.) O Gott! vermag ich zu denken?

Var=

Vargendo. Und doch gehört die größte Vorsicht zu Deinem Unternehmen! Kannst Du die Zeit bestimmen, so mußt Du Dir ein eigenes Fahrzeug dingen, oder noch sicherer, wenn Du es kaufst; dieses steht zu Deiner Aufnahme in Bereitschaft und bringt Dich an den ersten Ort.

Bandini. Denke für mich Freund, ich kann nicht. Aber ein eigen Fahrzeug kaufen?

Vargendo. Das Du kommandirst und dessen Lauf Niemanden bekannt wird. Freund, Du unterziehst Dich einem wichtigern und gefährlichern Unternehmen, als Dich Deine Leidenschaft wahrnehmen läßt. — In welchem Lande willst Du Schutz und Sicherheit suchen? Italien mußt Du ganz meiden, denn es ist fast kein Staat, in dem Monaldechi nicht Anverwandte und mächtige Bekannte hat; und glaube mir Bandini, seine Rachgierde wird nichts unversucht lassen, um Dich zu vernichten. — Du wirst bedenklich? und noch sind tausend Umstände, die genau erwo-

gen werden müssen. — Alles aber ist kostspielig und die Zeit ist vielleicht zu kurz, um Deine Wechsel aus Genua zu besorgen; nimm also hier dieß Kästchen von meiner Freundschaft an, welches so viel enthält, daß Du Dich in Sicherheit bringen kannst, und dann hast Du Zeit und Muße Deine Geschäfte in Genua zu besorgen.

Bandini gerieth außer sich und fast hätte seine Ehrsucht das Anerbiethen seines Freundes ausgeschlagen; allein dieser zeigte ihm so dringend und so klar die Nothwendigkeit, daß er es endlich, wiewohl mit geheimen Widerwillen, annahm.

Diese Nacht war vielleicht die schrecklichste für Bandini; die Furcht, daß die Kammerfrau dem Grafen sein Geheimniß entdecken möchte, versetzte ihn in unbeschreibliche Angst und Qual. Seine Einbildungskraft stellte ihm die gräßlichsten Scenen dar. Er sah sich bald mit Banditen umgeben, bald in schweren Fesseln im grausenden Kerker, bald an

eine

eine Ruderbank geschmiedet, bald lag er in seinem Blute und fühlte sein Leben schwinden — keinen Augenblick hatte er Ruhe auf einem Orte, wählte immer einen andern, und verließ ihn eben sobald.

Mit Tagesanbruch fühlte er einige Erleichterung, und sobald der Pallast geöffnet wurde, so gieng er aus und lief umher, wie ein Sinnloser.

Zur gehörigen Zeit war er wieder in der Kirche und bald kam auch Gioconda. Sie wählten einen etwas einsamen Ort und die Freude des Wiedersehens erleichterte die schweren Herzen.

Beide erzählten sich, was zwischen ihnen und Marien vorgefallen war, und beide machten die Erzählung kurz, um sich desto weitläuftiger ihre Liebe zu versichern, und eine ewige Unzertrennlichkeit zuzuschwören.

Gioconda. Sey es, daß Maria mich nicht genug liebt, meine Liebe zu begünstigen! daß sie es meinem Vater entdeckt, so

schwör' ich hier auf meinen Knien, vor dem Angesicht des Allmächtigen, der heiligen Jungfrau und ihrem göttlichen Sohne, vor allen Heiligen, die für uns bitten, daß ich Dich Bandini ewig liebe, und daß mich nur der Tod von Dir trennen kann! Denkst Du edel und rein Bandini, so schwöre —

Bandini. Ich schwöre in Deinen Schwur! Liebe, ewige unzertrennliche Liebe und mit meinem Leben will ich Dich mir erkaufen; dieß schwör' ich bey dem Allmächtigen und seinen Heiligen!

Gioconda. Gott erforscht die Herzen! Bandini, Dein Herz sey rein, ohne Trug und List! Ich vertraue mich Dir und zweifle nicht.

Bandini. Ohne Trug und List, Gioconda, Mädchen des Himmels, will ich Dich in meinen Schutz nehmen und nur der Tod kann mich Dir entreißen!

Nun ward die Zeit ihrer Flucht bestimmt und auf den ersten März festgesetzt. Bis dahin

hin wollte Bandini alles in Ordnung bringen. Wäre Maria zu bewegen, so sollte es die Nacht geschehen, weil man durch ihre Beyhülfe Mittel finden würde, aus dem Pallaste zu kommen. Wäre dieses nicht, so sollte das Mädchen, das sie meistens allein in die Kirche begleitete, bestochen und zur Begleitung durch Geschenke bewogen werden.

Ruhiger schieden nun beide Liebende wieder von einander, und wiegten sich mit süßen Träumen der schmeichelnden Einbildungskraft.

20.

Diese feierliche Verabredung geschah am 1. Hornung 1784.

Gioconda verheimlichte sie Marien nicht, nur daß sie die festgesetzte Zeit der Flucht noch verschwieg. Maria wandte alles an: Bitten, Drohungen, Thränen, um sie von dem schwierigen Vorhaben abzubringen; allein sie

beharrte darauf, und bat sie eben so flehentlich, daß sie in ihren Entschluß willigen und sie begleiten möchte.

Bandini bemühte sich mit seinem Freunde Vargendo um ein kleines Fahrzeug, und setzte alles in Bereitschaft. Auch war die Abrede, daß Bandini in einer wenig besuchten Straße eine Wohnung beziehen und von allen Bekannten Abschied nehmen sollte, als reise er wieder nach Genua, damit der Verdacht auf ihn, daß er Gioconden entführt habe, geschwächt würde, und auch, damit der Graf keinen Verdacht auf Vargendo werfen möchte.

Noch viermahl sahen sich Bandini und Gioconda in der Kirche; gaben sich Rechenschaft von ihren Gedanken und Verrichtungen, und schieden mit neuen Versicherungen unveränderlicher ewiger Liebe von einander.

In ängstlich froher Erwartung sahen sie dem Zeitpunkt entgegen, der sie auf immer vereinigen sollte. Alles war in Bereitschaft. Allein das Schicksal kam ihnen zuvor. Jener

ner grausende Tag brach an — der fünfte Februar, an welchem das schreckliche Erdbeben die Grundfeste Messina's und Calabriens erschütterte und die prächtigsten Palläste wie die kleinsten Hütten theils in Schutthaufen verwandelte, theils in den Abgrund versenkte.

Diese fürchterliche Revolution der Natur, setzte schon den Nachmittag alles in Furcht und Schrecken und vermehrte sich von Augenblick zu Augenblick. Es war Warnung vor Tod und Untergang. Die leichten Stöße, die immer kräftiger die Erdrinde erschütterten, wurden am Abende so gewaltsam, daß alles auf Flucht und Rettung dachte. Schon wankten die Mauern der festesten Palläste, borsten mit fürchterlichem Krachen, und weniger feste stürzten zusammen; ängstliches Heulen und jammerndes Geschrey erfüllte die von schweflichem Dampfe verdickte Luft.'

Maria und Gioconda waren zum Grafen in's Zimmer geflohen; die Gräfinn war auch da und alle Bediente hatten schon Rettung

durch

durch die Flucht gesucht. Das Wanken und Krachen des Pallastes vermehrte sich, der Graf eilte fort, ihm nach die Gräfinn, Gioconda und Maria.

Unter den Schrecken der augenblicklichen Todesgefahr dachte Gioconda an Bandini und ihre Flucht. Sie stand einen Augenblick; vergaß Furcht, Schrecken und Gefahr; ließ Vater und Mutter fliehen und kehrte um. Aengstlich rief Maria: „Kind wohin? rette Dich!“

Die Gemächer krachten und der Boden wankte mit jedem Augenblicke mehr. Maria ergriff sie, wollte sie mit sich fortziehen: „komm Gioconda, wir sind des Todes!“

„Still,“ sagte Gioconda, „still Maria! die Todesfurcht hat meine Eltern fortgetrieben; Bandini wird mich retten, fürchte nichts!“ und damit gieng sie über den wankenden Boden, ohne sich halten zu lassen, ohne auf das Krachen der Wände, das Geprassel der einstürzenden Mauern und die grausenden

Erd=

Erdstöße zu achten, in das Kabinet ihres Vaters, suchte und nahm seine Schatulle unter ihren Arm und eilte nun auf die Straße.

„Wohin Kind?“ rief Maria ängstlich.

„Nach dem Hafen!“ antwortete Gioconda beherzt und kletterte eilig über die bereits mit Schutt gefüllte Straße, daß ihr Maria kaum folgen konnte. Maria folgte keuchend, bath einen andern Weg zu nehmen. Gioconda sah sich um, erkannte sie kaum vor Finsterniß und Dampf, ein schreckliches Prasseln eines einstürzenden Pallastes erschreckte sie, und beflügelte ihre Schritte; sie hörte nichts mehr von ihrer guten Maria, sie war unter den Schutt begraben, und allein in Nacht und Dampf unter augenblicklichen Gefahren des Todes eilte Gioconda weiter, ohne zu wissen wohin.

In der schrecklichen Verwirrung des augenblicklichen Verderbens dachte auch Bandini bloß an seine Geliebte. Wie sich alles aus Messina drängte, eilte er über eingestürzte Gebäude durch die Straßen nach dem Pallast

des Grafen Monaldechi. Er stürzte über Mauerstücke, die der Zeit trotzen sollten, und raffte sich auf den Händen fort. — In Finsterniß und Dampf entdeckt' er eine weibliche Figur. Aengstlich ruft er ihr entgegen:

„Gioconda!" — Gioconda ist es wirklich, stürzt keuchend in seine Arme, stöhnt mehr als sie es spricht: „Bandini!"

Bandini. Allmächtiger! so begünstigt die schrecklichste Revolution der Natur unsere Liebe!

Gioconda. Fliehen! Laß uns dem Verderben entfliehen Bandini. Meine gute Maria begruben die Trümmern eines stürzenden Pallastes!

Bandini. Die Liebe schützt uns, Mädchen des Himmels!

In seine Arme schloß Bandini Gioconden, drückte durch den Schleier, den sie überhangen hatte, den ersten Kuß auf ihre Lippen, fühlt ihn erwiedert und fühlte Feuer und Kraft. Er hob sie auf und trug sie leicht

durch die verschütteten Straßen über den wankenden Boden, durch augenblickliche Todesgefahr hindurch, und erreichte glücklich den Hafen.

Der Graf hatte mit seiner Gemahlinn das freye Feld erreicht. Er erholte sich von seiner Todesangst, sah sich nach seiner Tochter um und fand sie nicht. Er fragte seine Gemahlinn und sie wußte nichts von ihr. Besorgniß um seine einzige Tochter machte, daß er wieder zurückeilte, in Hoffnung, daß er sie treffen würde. Eine Menge Menschen in verwirrtem Gedränge, Todesangst und Schrecken in den Minen, begegnete ihm in vollem Laufe; er fragte nach seiner Tochter, und Niemand antwortete ihm. Laut jammernd wagte er sich wieder in die Straße, rufte Gioconden, und ein herabstürzendes Gebäude zerschmetterte ihn.

Die Gräfinn harrte und harrte auf ihren Gemahl, auf Gioconden, auf Marien und harrte vergeblich.

Auf eine Anhöhe an der Küste war eine große Menge Menschen geflüchtet. Da die See so fürchterlich anwuchs, daß sie augenblicklich auszutreten und die Ebene zu überschwemmen drohte, so glaubte man sich auf der Anhöhe gesichert. Auf Zureden einiger Bekannten, daß vielleicht der Graf mit Giocondén dort sey, begab sich die Gräfinn auch dahin.

Man fragte nach dem Grafen; Niemand wußte von ihm; Niemand hatte ihn gesehen. Schrecklich, schauderhaft war das wimmernde Klagen der Menge hier auf der Anhöhe; schrecklich die finstere Nacht, grausend das Brausen der tobenden See, schrecklicher die fortdauernden Erschütterungen der Erde. Jedermann ahndete Untergang und Verderben, und einmahl um das andere erhob sich ein gräßlich schauderhaftes Klaggeschrey.

Die Anhöhe sollte die Menge retten. Schon oft erstiegen sie fürchterliche Wellen und Todesschauer ergriff jeden. Einer faßte den andern

dern und so stand die Menge in Eins, um der anwachsenden Macht der Wellen zu widerstehen.

Was ist reissender, als die Welle vom Sturme geführt? Nur mächtiger Felsen vom Schöpfer ihr zum Damme gesetzt, ist mächtig sie zu brechen.

Einem hohen Berge gleich kommt über die See daher eine fürchterliche Welle; kein mächtiger Fels steht da vom Schöpfer zum Damme gepflanzt; die Menge steht da auf der Anhöhe, einer den andern fest umschlungen; die Gefahr hat sie zu Brüdern gemacht; daß jeder sich selbst rette, klammern sie sich an einander und stehen in Eins. Aber die mächtige Welle, achtet nicht auf den schwachen Widerstand; unten hebt Angstgeschrey an, fährt durch die Menge, wie die Welle über sie hinfährt und kein Menschenlaut schallt auf der Anhöhe mehr. Das Brausen der Welle hört man noch; die Unglücklichen sind dahin, und das Brausen der Welle ist ihr Grabelied.

Und Bandini! —

Und Gioconda! —

Glücklich hatten sie den Hafen erreicht. Zwey königliche Fregatten waren eben im Begriff die Anker zu lichten und sich der offenen See Preis zu geben, weil sie im Hafen, bey der erschrecklich anwachsenden Meeresfluth nicht sicher waren.

Ohne Furcht vor der brausenden See und dem schrecklichen Getöse der Wellen, ließ sich Gioconda von Bandini in eine Fregatte bringen. Im Besitz ihres Geliebten hörte sie nicht auf das grausende Toben des Wassers; achtete sie nicht darauf, daß sie mit Ungestüm vom Sturme hin und her geschleudert wurden; scheute sie nicht den Untergang, den der schreckliche Aufruhr der Elemente augenblicklich drohte. Der roheste Bootsknecht, dessen Herz von Sturm und Gefahr gestählt war, verlohr den Muth und Gioconda war gelassen im Arm ihres Geliebten. Da seine Kraft nicht hinreichend war, sie fest zu halten, wenn

das

das Schiff bald auf diese, bald auf jene Seite gewaltsam geworfen wurde, so nahm sie ihre Leibbinde, band sich fest an Bandini und umschlang ihn mit ihren Armen.

Um Mitternacht erfolgte der heftigste Erdstoß; der prächtige Hafen von Messina stürzte in den Abgrund; die Fluth erhob sich fürchterlich und wirbelte bergehohe Wellen aus der Tiefe empor; die Fregatte schwangte wie ein leichter Ball — und ein wiederholter Erdstoß, vielleicht heftiger noch als der vorige, versenkte sie in den Abgrung an der östlichen Gegend des Kanals von Messina und begrub alles, was sie retten sollte.

21.

Nach einigen Tagen, als sich die empörte Natur wieder besänftiget hatte; als Messina's Einwohner mit todtenbleichen Gesichtern und trauervollen Herzen sich ihrer zerstöhrten Stadt zu nähern wagten, und wieder Zu-

trauen zur Festigkeit der Erde faßten, gieng Vargendo, der sich jetzt in den Ruinen seines Landgutes, unfern der östlichen Küste aufhielt, nach dem Ufer des Kanals hin spazieren. Das Schicksal seines Freundes Bandini lag ihm mehr am Herzen, als alles andre. Schon zwey Tage hatte er einen Bedienten, der es wagte, in alle Gegenden umher geschickt, um Nachricht von ihm einzuziehen, und heute hatte er mehrere ausgesandt.

Er hatte das Ufer des Kanals erreicht und betrachtete mit Schaudern von fern die Ruinen von Messina und hier die Verwüstungen der See. Nicht weit war er gegangen, so bemerkte er in einer kleinen Entfernung auf einer Sandfläche einen menschlichen Körper. Er gieng näher mit dem Gedanken: „Er soll begraben werden, der Unglückliche. Er war vielleicht ein hoffnungsvoller Sohn, oder ein zärtlicher Gatte, oder ein guter Vater —“

Als er ganz nahe kam, ward er gewahr, daß es zwey Personen waren, eine männliche

und eine weibliche. Beide hatten sich fest umschlungen, die Kleidungen waren vor Schmutz unkenntlich und mit den Köpfen waren sie in den Sand gewühlt.

Ein kalter Schauer erschütterte ihn; er mußte umkehren; er fühlte eine so starke Wehmuth, daß er nicht bleiben konnte.

„Ein zärtliches Ehepaar — oder Braut und Bräutigam Arm in Arm!“ dachte Vargendo und eilte fort.

Er kam nach Hause und gab Befehl, daß die beiden Leichname aus dem Sande gezogen und abgesäubert werden sollten. „Werden sie erkannt,“ setzte er hinzu, „so sollen sie ihren Verwandten wieder gegeben werden, und kennt sie Niemand, so will ich sie beerdigen lassen.“

Vargendo erzählt' es darauf seiner Gemahlinn, und beide konnten sich nicht der Thränen enthalten, wie sie hinzusetzte: „unser Freund Bandini hat gewiß das nehmliche

Schicksal gehabt, da wir keine Nachricht von ihm erhalten."

„Wenn es Bandini wäre!" sagte endlich Vargendo; „wenn die allgemeine Zerstöhrung ihm einen Weg in Monaldechi's Pallast gebahnt hätte! Nicht an seine, an Giocondens Rettung wird er gedacht haben."

Die Möglichkeit, daß es Bandini seyn könnte, machte Vargendo'n so unruhig, daß er sich sogleich wieder auf den Weg dahin aufmachte. Unterwegens begegnete ihm ein Bedienter.

Vargendo. Nun, wie steht es?

Der Bediente (sah seinen Herrn bedenklich an.) Die Körper sind herausgezogen und abgesäubert.

Vargendo. Kann man nicht erkennen, wer sie seyn mögen?

Der Bediente. Wir haben sie auf den Rasen gelegt; sie haben sich so an einander geklammert, daß wir sie nicht auseinander bringen können.

Vargendo. Ob man sie nicht kennt, habe ich gefragt.

Der Bediente. Das Frauenzimmer kennt keiner von uns; aber — —

Vargendo. Aber? — Du hältst inne? warum redest Du nicht fort? — O Gott! — Bandini!

Der Bediente. Weil wir unserer Sache wenigstens nicht gewiß sind. Wir halten ihn für den Fremden —

Vargendo (schlägt die Hände über den Kopf.) Mein Freund Bandini!

Der Bediente. Ja gnäd'ger Herr; er sieht ihm wenigstens sehr ähnlich.

Ohne noch mehr zu fragen eilte Vargendo so sehr er konnte, um sich zu überzeugen. „Bandini,“ rief er, sobald er nahe trat, „mein Freund Bandini!“

Er kniete neben die Erblaßten und betrachtete in stiller Betrübniß und unter Vergießung häufiger Thränen, wie sich beide Liebende so fest umarmt hielten, noch jetzt Busen an Bu-

sen zu drücken schienen, und wie Gioconda sich so fest mit ihrer Leibbinde an ihren Geliebten gebunden hatte. Er erinnerte sich, daß sein Freund noch kürzlich sagte: „und stürzten wir hinab — ich drückte Gioconden an meine Brust und in einem Hauche wallten unsere Seelen hinauf.“ „Unglücklicher Freund,“ rief er beklommen, „Du hast Dein Schicksal vorhergesagt!“

Man erinnerte ihn an die Rückkehr und fragte, wo man die Todten hinbringen sollte? Er gab Befehl, daß sie in einem offnen Wagen auf sein Landgut gebracht würden. Er wartete bis der Wagen kam; seine Gemahlinn kam auch, wie sie die Nachricht erhalten hatte, und beide folgten in tiefer Trauer des Herzens den Erblaßten.

Beide Geliebte ließ Bargendo, so wie sie sich umklammert hielten, in einen Sarg legen und sie in seinem Garten in ein Zypressengehölze begraben. Von einem der berühmtesten Künstler ließ er ein Monument in weißem

ßem Marmor arbeiten; ein Piedestal mit einem abgebrochenen Säulenschaft, wovon der obere Theil darneben auf der Erde lag. Auf der Vorderseite las man:

Der Freund dem Freunde,
der
in den Armen der Liebe
sein Leben endigte.

Auf der Rückseite beider Schicksal:

Roderigo Bandini, der hoffnungsvollste Jüngling aus Genua, liebte Gioconda Monaldechi. Abends am 5. Hornung 1784, da der schrecklichste Aufruhr unterirrdischer Kräfte Messina den gänzlichen Untergang bedrohte, vereinigte sie die Liebe zu gemeinschaftlicher Rettung. Sie bestiegen eine königliche Fregatte und wurden mit dieser in den Abgrund versenkt. Traure Leser! sein Freund fand beide Körper am 16. jenes Monats am östlichen Ufer des Kanals. Daß sie Flut und Tod nicht trenne, band sich das liebende Mädchen mit der Leibbinde an den Ge-

Geliebten, und mit den Armen fest umschlungen, war Busen an Busen gedrückt. So umschlungen, ungetrennt modert hier ihre irrdische Hülle.

Hier war nach der Zeit Vargendo's Lieblingsaufenthalt und manche Stunde und manche Thräne widmete er dem Andenken seines Freundes und seiner Geliebten.

So mag in Ungewittern
der Erde Rinde splittern,
mag Höh' und Tief' erschüttern;
selbst wenn des Weltbau's Axe bricht
bebt unschuldvolle Liebe nicht.

III.

Beynahe eine Thorheit aus Wohlwollen.

Eine teutsche Novelle.

1.

Die Frau von Zögerndorf lebte mit zwey Fräulein Töchtern in einer kleinen Sächsischen Landstadt und nährte sich — von ihrer Hände Arbeit. Ihr Gemahl war Lieutenant gewesen. Ihr Vater hatte gegen ihre Ehe nichts einzuwenden gehabt, als daß der Lieutenant von Zögerndorf kein eignes Vermögen besaß, und daß er ihr, weil er eine sehr starke Familie hatte, keine Mitgift geben konnte, durch die sie in den Stand gesetzt würden, mit Anstand und ohne Mangel eine kleine Haushaltung zu führen. Allein die Liebe wußte tausend Gründe, diese Einwendungen zu widerlegen und der Vater willigte endlich ein.

Leicht möglich, daß sich die Liebe oft verrechnet, daß sie bisweilen im ersten Feuer Schwierigkeiten federleicht ansieht und nach einigen Monaten zentnerschwer findet, daß

sie

sie mehrmahls in einen Rosengarten hineinzu-taumeln wähnt und dann auf Dornen und Disteln wandeln muß, so war hier doch der Fall, daß sie durch weisliche Einrichtung, durch kluge Sparsamkeit und thätigen Fleiß eine sehr vergnügte Ehe stiftete.

Vier Jahre hatte dieß Edenleben gedauert und kaum schien es den beiden Liebenden so viele Monate; zwey niedliche Mädchen waren die Pfänder ihrer Liebe, die, wenn sie noch einer Vergrößerung fähig war, durch diese vergrößert wurde; wenigstens vervielfachten sie das Glück der Liebe. Aber jetzt — jetzt forderte der Beruf den Gatten von der Gattinn, den Vater von den Kindern — in den Krieg.

Rührend war die Trennung; schluchzend, Busen an Busen flossen Thränen in Thränen und Küsse hauchten in Küsse. Der Gatte konnte sich nicht von der Gattinn trennen, der Vater nicht von seinen Kindern scheiden. Er gieng und kam wieder, er gieng und sie

folgt'

folgt' ihm nach. „Noch einmahl leb' wohl!“ „Leb' wohl! sehen wir uns hier nicht wieder, so sehen wir uns dort! leb' wohl!“

Beide wollten bange Ahndung fühlen, beide sagten: „nicht hier, dort sehen wir uns wieder!“

Und sie sahen sich nicht wieder! schon mit dem vierten Monate hatte die Frau von Zögerndorf die Todespost. Ihr Gemahl war bey dem Sturm einer feindlichen Schanze, und eine Kardetschenkugel endigte sein Leben. Wer mag den Schmerz der Frau von Zögerndorf beschreiben? Mit ihrem Gemahl verlohr sie alles; ihr Vater war schon vor einem Jahre gestorben, und ihre Geschwister waren überall hin zerstreut. Wo sollte sie Rath, wo Trost erhalten? Sie hatte kein Vermögen und ihr Gemahl hinterließ kein Vermögen; sie hatte sogar etwas von ihrem wenigen Schmuck zu seiner Feldequipage hergegeben; sie war arm, verlassen mit zwey unerzogenen Kindern. Und doch waren eben diese Ursache, daß sie

sich der Verzweiflung nicht überließ, daß sie sich zu fassen, ihren brennenden Schmerz zu mindern und ihrem nagenden Grame entgegen zu arbeiten suchte, um ihren vaterlosen Kindern wenigstens eine arme Mutter zu erhalten.

So wie sich die Frau von Zögerndorf nur einigermaßen erholt hatte, so faßte sie den Entschluß eine kleine Landstadt zu ihrem Aufenthalte zu wählen, um einige Erleichterung in dem Nothdürftigen zu erhalten. Ihr Entschluß war bald ausgeführt; und hier schämte sie sich nicht, was so viele ihres Standes thun, die dadurch den Adel zu entehren glauben, zu nähen, zu stricken und Putz zu machen, um sich und ihren Kindern den nothdürftigen Unterhalt zu erwerben. Sie glaubte sehr vernünftig: arbeiten wäre besser als hungern, und nichts sey so lächerlich und thörig als armer Geburtsstolz; und freundlich dankte sie jeder Bürgerfrau, die ihr etwas zu verdienen gab.

Nach Endigung des Krieges wurde ihr Schicksal doch einigermaßen erleichtert. Der Hauptmann, bey dessen Kompagnie ihr Gemahl gestanden hatte, verwandte sich für sie, und sie erhielt eine monatliche Pension von fünf Thalern. Ueber diesen Zuschuß freute sich die Frau von Zögerndorf vorzüglich, weil sie dadurch in den Stand gesetzt wurde, ihren Kindern eine anständigere Erziehung zu geben und besser für ihren Unterricht zu sorgen. Uebrigens wich sie in nichts von ihrer angenommenen Lebensart ab, sie verwandte nichts zu ihrer Bequemlichkeit, arbeitete unermüdet fort und hielt auch ihre Töchter zu allen weiblichen Arbeiten an.

In der That gab die Frau von Zögerndorf ein Beyspiel einer vortreflichen Mutter, und verdiente die allgemeine Achtung, die man ihr im ganzen Orte ungetheilt erwies, und eben so waren ihre Töchter Muster von Wohlgezogenheit und Sittsamkeit, die eben so allgemein geschätzt und geliebt wurden.

Allgemein hab' ich von Mutter und Töchtern gesagt? — Zur Steuer der Wahrheit muß ich freylich bekennen, daß es einige Damen und Fräulein von adelicher Geburt im Orte selbst und in der Nachbarschaft gab, denen die Frau von Zögerndorf par rénommé bekannt wurde, die nicht so facile mit ihrer Achtung waren; die im Gegentheil nicht begreifen konnten, wie eine Dame von Stande sich bis zu Lohnarbeiten herablassen könnte; es gab sogar einige, die mit gerümpfter Nase sagten: Fi donc!

2.

In der Nachbarschaft hatte seit einiger Zeit der Obrist von Großek das große Gut Zwetschenthal gekauft, wo er den Rest seiner Tage in Ruhe zubringen wollte. Herr von Großek war einer von den Männern, die sonst in Deutschland ganz gemein gewesen seyn sollen; herzhaft, grad und redlich; Männer, die die ganze Nation karakterisirten

ten und diese ihren Nachbarn ehrwürdig machten; Männer, die in unserer Generation selten seyn sollen, und in der folgenden schwerlich gemeiner werden dürften.

In Lilienstadt hatte man einen Clubb errichtet, das heißt eine Gesellschaft vornehmer Personen beiderley Geschlechts, die sich wöchentlich ein= oder zweymahl versammlet. Eine Modeeinrichtung der neuern Zeit in großen und kleinen Städten, die in sofern ihr Gutes hat, wenn sie gegenseitige Unterhaltung, Wißbegierde, Belehrung, Verfeinerung der Sitten, Ausbildung des Geistes und Beförderung des Vergnügens zum Endzweck hat.

Unläugbar haben Geburtsstolz, Rangstolz und Geldstolz die Stände etwas sehr von einander entfernt und lassen Menschen vergessen, daß diejenigen, die keinen Geburtsbrief, keinen Rang und keinen Reichthum zum Creditiv aufzuweisen haben, auch Menschen, und oft bessere Menschen sind. In dieser Hin-

sicht wären solche Gesellschaften freylich eine schöne Gelegenheit, die Geburts- Rang- und Geldthorheit, die den Menschen wie Rostflecke den schönpolirten Stahl verhunzen, abzuschleifen und den Menschen wieder näher zum Menschen zu führen. Unverkennbar müßte die wahre Aufklärung dadurch gewinnen, wenn der Adel durch diese Gelegenheit von den Erfahrungen, von den Sach- und Bücherkenntnissen des Bürgerstandes, und dieser von dem feinern und gewandtern Betragen, von den abgeschliffenern Manieren und der Wohlbelebtheit des Adels, die er durch das Hofleben erlangen kann, Vortheil zu ziehen suchte; wenn von allen Seiten kein Vordrängen, sondern Achtung der Achtung entgegen käme — unläugbar müßte das Vergnügen gewinnen, wenn die Gesellschaft, durch die Mischung der mancherley Sitten, der verschiedenen Karaktere, der abweichenden Urtheile über einerley Gegenstand aus verschiedenen Gesichtspunkten, gleichsam

ein großes lehrreiches historisches Gemälde ausmachte, an dem sich fast bey jedesmahliger Betrachtung neue Nüançen entdecken ließen.

Dieses war unstreitig der Endzweck, nach dem aufgeklärte Männer in verschiedenen Orten strebten, da sie sich Mühe gaben, solche Gesellschaften zu errichten. Es könnte auch einigen geglückt seyn; aber allen? — Nachahmungssucht möchte aber wohl meistens bey Errichtung solcher Gesellschaften der Hauptbewegungsgrund gewesen seyn, und an andern Orten hat man den wahren Endzweck übersehen oder gar nicht gekannt. Wie? wenn Geburts- Rang- und Geldstolz diese Gesellschaften sogar zum Vehikel nehmen sich abzusondern und zu erheben? Wenn Spiel und Medisance den Hauptgegenstand der Unterhaltung ausmachen? Wenn Selbsteley, Vorurtheil und Leidenschaft die Mitglieder erwählt und verwirft ohne Rücksicht auf Sitten und Verdienst zu nehmen? Wenn selbst

unter den Mitgliedern Arroganz, Egoismus, Chikane und Kabale im höchsten Grade herrscht? —

Ob die Gesellschaft in Lilienstadt nach Grundsätzen oder aus Nachahmungssucht errichtet war? ob sie nach einem gewissen Zweck oder durch Selbsteley und Arroganz dirigirt wurde, gehört nicht hieher, da sie bloß in Erwähnung kommt, weil Herr von Großek auch Mitglied war und bisweilen, wenn er seine Zeit auf keine bessere Art hinzubringen wußte, hinfuhr; und weil einmahl die gesellschaftliche Unterhaltung sich auf die Frau von Zögerndorf und ihre Töchter herabließ.

Herr von Großek hörte aufmerksam zu. Man urtheilte über ihr eingezogenes Leben; über ihren Arbeitsfleiß; über ihre Herablassung, die eine Fräulein, der eine reiche Matrone das Gnadenbrod gab, lieber Wegwerfung nennen wollte; über die Sittsamkeit, Bescheidenheit ihrer Töchter, lobte ihr passables Aussehen und bedauerte, daß sie zu

ge=

gemein erzogen würden, um einmahl wenigstens ein mittelmäßiges Glück zu machen.

„Zögerndorf, Zögerndorf," sagte Großek nachdenkend; „er war Lieutenant, blieb bey S.. wenn es dieser ist."

„Ganz recht, der nehmliche!" war die Antwort, „Sie ist eine gebohrne von Grobnitz, ihr Vater war Hauptmann und wollte in die Heirath nicht willigen, weil Zögerndorf kein Vermögen hatte; aber sie wußten den Alten breit zu schlagen." —

„Zögerndorf," fiel der Obrist ein, „war ein braver Offizier; ich kommandirte bey S.. den Angriff, er war der erste, der die Schanze erstieg; er mußte mit dem Leben bezahlen und wir verdrängten den Feind. Also in Grünberg wohnt sie jetzt?" Man bejahte das und versicherte ihm zugleich, daß sie ihre Eingezogenheit so weit triebe, daß sie nicht einmahl standesmäßigen Besuch annähme.

Alles was der Obrist von der Frau von Zögerndorf hörte, Lob und Tadel, freylich un-

gleich mehr des letztern, fand er so rühmlich, daß er beschloß, sie zu sehen und sich von der Wahrheit zu überzeugen; denn daß eine Dame von Adel die Betriebsamkeit so weit treiben könnte, schien ihm des Seltnen wegen, doch etwas zweifelhaft, weil er aus Erfahrung wußte, daß man es gewöhnlich für rühmlicher hält, seine Zuflucht bey Standesverwandten zu suchen.

3.

Charlotte, die älteste Fräulein von Zögerndorf, zeichnete sich ungemein aus. Mit ihrem sechzehnten Jahre stand sie in voller Blüte der Mannbarkeit. Mit ihren in der That nicht gemeinen Reitzen der körperlichen Schönheit, verband sie ein sanftes gefälliges Wesen, das alle Herzen an sich zog, und unbekannt mit den feinen abgeschliffenen Künsten zu gefallen, gefiel sie, ohne daß sie es wußte. In allen weiblichen Arbeiten hatte sie es zu einer au-

ßer-

ßerordentlichen Fertigkeit gebracht, und unablässige Beschäftigung war ihr größtes Vergnügen. Ihr Karakter war liebreich, gutmüthig und offen; nur war ihr Nervenbau vielleicht zu reitzbar und machte sie etwas zu empfindsam. Sie war keines Widerspruchs fähig, weil sie zu beleidigen glaubte, und nur der Gedanke von Beleidigung machte sie ängstlich und bekümmert.

Nicht minder schön war ihre Schwester, aber weniger empfindsam. Julie war rasch und feurig; und sehr oft ließ sie sich Uebereilung und Unüberlegtheit zu Schulden kommen; allein dieß war nicht Folge eines bösen Herzens, sondern rührte von einer allzugroßen Lebhaftigkeit her, die ihren Grund in dem schnellern Umlauf ihres Blutes haben mochte.

Da die Frau von Zögerndorf ihre Töchter eben nicht klösterlich erzog, so ward ihr Aufblühen bald bemerkt, und wie leicht konnte nicht allerley Vorwand erdacht werden, um der gnädigen Frau unterthänig aufzuwarten.

Allein da die Mutter auf den Grund zu sehen meinte, so verbath sie sich alle solche Besuche und glaubte dadurch weit weniger zu verlieren als dort zu wagen. Es war mütterliche Vorsicht, da ihre Töchter auf nichts als auf ihre Tugend ihr künftiges Glück gründen konnten. Wie konnt' es aber für diese angenommen werden, da so viele abgewiesen wurden, die durch ihren Besuch zu ehren, wo nicht gar zu begnadigen glaubten? Das gelindeste Urtheil darüber war, daß die Frau von Zögerndorf auf eine thörige Weise die Eingezogenheit übertreibe und sogar standesmäßigen Besuch ausschlage.

Gleich am folgenden Tage fuhr der Obrist von Großek nach Grünberg und ließ sich bey der Frau von Zögerndorf melden. „Wenn sie mir absagen läßt," sagte er zu sich selbst, wie der Bediente fort war, „so geh' ich dennoch hin und sie müßte in der That die weibliche Kaprice weit treiben, wenn sie mir die Thüre zeigen wollte." Der Bediente kam

mit der Nachricht zurück: „daß der Herr Obrist von Großek willkommen seyn würde.“

Die Frau von Zögerndorf empfieng ihn an der Thüre, die Fräuleins standen von ihrer Arbeit auf und ihre Bewillkommung geschah mit einem degagirten Anstande, der den Obrist in Verlegenheit setzte, weil er nach dem Bilde, das man ihm entworfen hatte, Schüchternheit und Einfalt, die gewöhnlichen Folgen bey Mangel der Erziehung, erwartete. Er sah Reinlichkeit und Ordnung überall, und fand er gleich nirgends einen Schein von Pracht, so fand er doch in der Kleidung der Personen und in der ganzen Anordnung im Zimmer alles übereinstimmend und viel Geschmack. „Es muß hier immer so seyn,“ dacht' er bey sich selbst, „denn sie haben mich ja nicht erwartet.“

Die Bewillkommung war zu Ende, der Obrist setzte sich, die Frau von Zögerndorf gieng an ihr Rad und spann Baumwolle und die beiden Fräulein arbeiteten am Stickrah-

men.

men. Das Gespräch war anfangs gleichgültig. Der Obrist unterhielt sich mit Charlotten und wurde über ihre Offenheit, über ihre Ungezwungenheit im Ausdrucke und über ihre Bestimmtheit im Antworten bezaubert. Er kam auf ihre jetzige Lage; und die Frau von Zögerndorf entwickelte sie ihm genau ohne allen Rückhalt und in einem Tone und mit einer Mine, die innere Ruhe und Zufriedenheit in hohem Grade bewiesen.

„In der That, liebe Zögerndorf," sagte der Obrist endlich, „ich hätte viel verlohren, wenn ich nicht Ihre Bekanntschaft gemacht hätte. Mir ist es bey Ihnen, als wär' ich in jene Zeiten versetzt, wo die Frauenzimmer noch die Hauptfabrikantinnen waren und ihre Männer in ihrer Hände Arbeit kleideten. Solche Geschäftigkeit findet man in unsern heutigen Damenzimmern nicht mehr. Ich finde mich so vergnügt bey Ihnen, daß es mir sehr leid seyn würde, wenn Sie mir nicht die Erlaubniß geben wollten, Sie oft zu be-

suchen. Man hat mir viel von Ihrer Zurückziehung gesagt und aus allem, was ich sehe, kann ich glauben, daß Sie Ihre Ursachen haben; allein ich glaube auch, daß die meisten Ursachen bey mir wegfallen, und daß Sie bey mir eine Ausnahme machen werden."

Die Frau von Zögerndorf wollte anfänglich nicht zugeben, daß alle Ursachen wegfielen; vorzüglich würden sich andere dadurch beleidigt glauben, die ihrer Meinung nach auch Anspruch auf Ausnahme machen könnten; allein der Obrist wußte ihre Einwendungen zu entkräften und empfahl sich mit der Versicherung, sie bald wieder zu sehen.

Er hielt auch Wort und wiederholte seine Besuche sehr fleißig. Die Frau von Zögerndorf würde bey aller Achtung, die sie für den Obristen fühlte, und unerachtet er schon einige sechzig Jahre zurückgelegt hatte, nicht so nachgiebig gewesen seyn, wenn der Obrist Familie gehabt hätte, die dann auf den nehmlichen freyen Zutritt hätte Anspruch machen kön-

können; wenigstens nahm sie das zu ihrer Entschuldigung, daß sie von ihrer sich vorgeschriebenen Regel abgieng, und sich endlich sogar auch dazu verstand, die Einladung des Obristen nach Zwetschenthal anzunehmen.

Fräulein Charlotte ward bald des Obristen Liebling, meistens unterhielt er sich mit ihr und nie nannte er sie anders als seine kleine künftige Frau. Mutter und Tochter nahm das als Scherz auf und oft gab es Veranlassung zu munterer Unterhaltung. Allein nicht so ganz Scherz war es anfangs schon bey dem Obristen und bey längerer Bekanntschaft formirte sich völliger Ernst daraus. „Es wäre Schade um das Mädchen," sagte er zu sich selbst, „wenn es so ganz ohne Vermögen bleiben und unterm Drucke fort leben sollte; sie soll meine Frau werden und sterb' ich, so soll sie so viel behalten, daß sie anständig leben kann."

Herr von Großek hatte keine Familie und ein großes Vermögen; er hatte einen weit-

läuftigen Anverwandten erzogen, der jetzt Lieutenant unter einem Dragonerregimente war und den er väterlich unterstützte. Oft wenn er der Zögerndorf sein Wohlgefallen über ihre Töchter bezeigte, erwähnte er seinen Lieutenant; „nur Geduld,“ sagt' er dann, „wenn mein Dragoner auf Urlaub kommt, dann will ich Ihnen auch mein Kunststück der Erziehung vorzeigen; freylich kann ich mich mit Ihnen nicht messen, aber ich habe doch einen braven Soldaten gezogen. Noch ist er etwas leicht und versteht herrlich mit dem Gelde seines alten Vetters umzugehen, aber bey alle dem hat er ein gutes Herz und das andre wird sich mit der Zeit auch geben.“

4.

Die Zeit kam, daß der Lieutenant von Ofsenherz seinen Pflegevater besuchte. Großek erzählte ihm als wichtige Neuigkeit seine Bekanntschaft mit der Frau von Zögerndorf und

ihren braven Töchtern. Er sprach mit jugendlichem Feuer von Charlotten und versicherte bey seiner Ehre, daß es eine Familie wäre, in der man sich freute, Mensch zu seyn. „Morgen,“ schloß er seine Lobpreisung, „morgen wollen wir nach Grünberg fahren; ich will Dich der Familie vorstellen und will Dir meine künftige Frau zeigen. Bey meiner Ehre! ein Kernmädchen, und in Jahr und Tag bitt' ich Dich zur Hochzeit.“

Da der Obrist schon gegen zwanzig Jahre ehelos gelebt hatte und in einem Alter von fünf und sechzig war, so hielt das der Lieutenant eben so für Scherz, wie die Zögerndorf und ihre Töchter, und versprach gewiß zur Hochzeit zu kommen, wenn es nicht etwa seine Ehre erforderte, um diese Zeit dem Feinde das Weiße in den Augen zu zeigen. „Das wolle Gott nicht!“ erwiederte der Obrist; „wir sind so eben erst auf den Punkt getreten, von dem wir nun wahrnehmen können, daß wir uns erholen werden.“

Am andern Tage fuhren beide nach Grün- berg und den ganzen Weg über wußte Großek den Lieutenant von der Zögerndorf und Char- lotten zu unterhalten. Wie der Wagen hielt, erschien die Frau von Zögerndorf an der Thüre. „Hier!" rief ihr der Obrist entgegen, „hier bring' ich Ihnen meinen Dragoner; da Sie so schöne Proben einer guten Erziehung abge- legt haben, so sind Sie kompetente Richte- rinn über mein Werk; und wenn er sich Ih- rem Urtheile nicht unterwerfen will, so soll er es mit mir zu thun haben."

Die Frau von Zögerndorf beantwortete die- ses Kompliment mit aller Artigkeit und führte beide in's Wohnzimmer. Charlotte arbeitete an einem Kleide und Julie und die Mutter spannen Baumwolle. Die Bewillkommungs- komplimente waren bald zu Ende und jedes saß wieder an seiner Arbeit. Der Lieutenant stutzte, wie er Charlotten sah und fühlte sich verlegen, wie der Obrist ihn an der Hand nahm, ihn zu ihr führte und sagte: „Siehst

Du Xaver, diese ist meine künftige Frau; nun sag', ob ich Dir zu viel von ihr gerühmt habe?"

Charlotte hatte das oft vom Herrn von Großek gehört; aber nie hatte sie die fliegende Hitze in ihrem Gesichte gefühlt, wie jetzt, da er es in des Lieutenants Gegenwart sagte. Sie fand keine Worte, das sehr verbindliche Kompliment des Lieutenants, das freylich nicht so ganz zusammenhängend war, zu beantworten.

Einige Stunden wurden verplaudert; Offenherz gestand sich's ohne Mühe, daß sein alter Vetter ihm noch lange nicht genug von Charlotten gesagt hätte, und bey der Vergleichung mit allen Damen seiner Bekanntschaft verlohren sie alle gegen Charlotten.

Bey dem Abschiednehmen kündigte der Herr von Großek der Mutter und den Töchtern an, daß er sie künftigen Sonnabend würde abholen lassen und daß sie ihre Einrich-

richtung so treffen möchten, wenigstens acht Tage in Zwetschenthal zu bleiben.

Kaum waren sie abgefahren, so fragte der Obrist:

„Nun Dragoner, was sagt Er zu meiner künftigen Frau? hat meine Wahl Seinen Beyfall?“

Lieutenant. Fräulein Charlotte meinen Sie, Herr Obrist?

Der Obrist. Natürlich! Hab' ich sie Dir nicht als meine künftige Frau präsentirt?

Lieutenant. Ich muß gestehen, gnädiger Herr, daß ich bey Fräulein Charlotten alles vereint gefunden, was ich bey vielen einzeln bewundert habe.

Der Obrist. Ich habe Dir also nicht zuviel von ihr gesagt.

Lieutenant. Zuviel, gnädiger Herr? Sie haben mir gar nichts gesagt.

Der Obrist. So mußt Du ein verzweifelt kurzes Gedächtniß haben. Ich habe Dir

doch gestern, und heut auf dem Herwege fast beständig von ihr erzählt.

Lieutenant. Ja gnädiger Herr, Sie haben von ihr gesprochen: aber ein treffendes Bild von ihr entwerfen, wie konnten Sie das?

Der Obrist. Hör' er Monsieur Vorwitz, ich geb Ihm mein Wort zum Pfande, was den Punkt anbelangt, sehen meine Augen noch ohne Lorgnette scharf genug, und meine Unterscheidungskraft ist auch noch lange nicht so abgestumpft, als Er wohl meint.

Lieutenant. Bewahre, bewahre, gnädiger Herr, daß ich Ihnen Ihre Sehkraft und Ihr Unterscheidungsvermögen absprechen sollte! Ich will nur soviel damit sagen, daß kein Mensch fähig ist, mir darstellend zu schildern, was ich an Fräulein Charlotten gefunden habe; sie übertrift sogar mein eigen Ideal.

Der Obrist. Höre Xaver, damit könntest Du mich versöhnen, wenn Du mich auch wirklich beleidigt hättest. Aber Du hast

Recht!

Recht! es ist alles, was sich eine jugendliche lebhafte Phantasie erträumen kann, und es freut mich, daß Du das Gute so erkennst; ich mache den Schluß, daß Du bey dem Gefühl für's Gute auch gut seyn mußt.

Lieutenant. Der Schluß ist Lob; ist er aber richtig, gnädiger Herr, so fällt das Lob auf Sie zurück; denn ist etwas Gutes an mir, so haben Sie es in mir erweckt.

Der Obrist. Laß das, guter Xaver, was ich für Dich gethan habe, dafür bin ich durch Deine Folgsamkeit belohnt genug. Wenn Du nicht Neigung zum Guten hattest, so waren meine Reden vergebens und wenn es Reden eines Engels waren.

Lieutenant. So lehrten Sie mich doch das Gute unterscheiden, daß die Neigung in mir erweckt wurde; wie unsicher und spät kam ich durch Selbstdenken und eigne Erfahrung so weit, daß —

Der Obrist. Laß uns davon abbrechen! Lieber wollen wir die arme Mutter bewun-

dern, die in ihren Töchtern so vollkommene Seelen bildete.

Lieutenant. Sehr wahr! die ganz eigne Anmuth und Lieblichkeit an Fräulein Charlotte ist unverkennbarer Widerschein einer schönen Seele. Ihre Reden sind bestimmt und ungekünstelt, wahr und kurz; ihr Ausdruck ist kräftig, edel und herzrührend; es kommt vom Herzen und geht zum Herzen, was sie sagt; ihre Worte sind Wiederhall ihrer Empfindungen, und Augen und Gesichtszüge mit der Bewegung ihrer Lippen ist Harmonie.

Der Obrist. Sehr wahr Xaver! Ich höre Du bist kein träger Beobachter gewesen.

Lieutenant. Ich glaube, der muß ein sehr stumpfes oder vielmehr gar kein Gefühl haben, der bey ihrem Anblicke und bey ihrer Unterhaltung nicht alles das empfindet, was ich empfunden habe; oder es muß ihn Neid und Scheelsucht blenden. Welcher Unterschied in der Wohnung dieser armen Familie

und in dem glänzenden Modezimmer unserer Damen von Ton und Erziehung! Hier in einem Augenblicke mehr Kraft und Wahrheit, als dort in ganzen Tagen. Hier Wirklichkeit und Leben und dort Schein und Vegetiren. Verstellt, doppelsinnig und affektirt dort alles, und hier reiner Sinn, wahres Gefühl, Offenherzigkeit und wahre Unschuld des Herzens. Zu ganzen Stunden unterhält man sich dort mit aller ersinnlichen Artigkeit und mit beständiger Bewegung der Lippen und keine Sylbe — keine Mine ist getreuer Ausdruck der Empfindung und Gedanken. Die Sprache soll zur Mittheilung dienen; aber man hat sie in klingende Formeln verwandelt, um sich zu unterhalten und einander die Zeit zu stehlen und sein Herz auch vor seinem Freunde zu verbergen.

Der Obrist. Ich höre Dir mit Verwundrung zu, guter Xaver, und es ist mir, als lernt' ich Dich eben jetzt erst recht kennen.

 Sie

Sie sollen gewiß acht Tage bey uns bleiben und wir wollen recht vergnügt leben.

Lieutenant. Ich darf nicht zweifeln, Herr Obrist, da ich Ihr Wohlwollen nur zu gut kenne; aber dennoch wage ich die Bitte: — verdoppeln Sie Ihre Großmuth gegen diese Familie!

Der Obrist (nimmt seine Hand und drückt sie.) Deine Uneigennützigkeit, mein Sohn, rührt mich und belohnt mich in dem Augenblicke reichlich für alles, was ich je für Dich gethan habe.

5.

Der Lieutenant konnte den Sonnabend nicht erwarten, und war bis zur Ausschweifung ungeduldig über die Langsamkeit der Zeit. Charlotte stand immer vor ihm, er hatte keinen andern Gedanken, träumte mit offnen Augen, strafte sich wegen seiner Schwärmerey und schwärmte in dem nehmlichen Momen=

mente wieder. Endlich war der Sonnabend erharrt; der Lieutenant bat den Obrist um Erlaubniß, die Familie abzuholen und dieser hatte nichts dagegen. Mit einer Freude, als ob er das größte Glück errungen hätte, sprang er in den Wagen und die braven Schweißfüchse des Obersten, die ihren Herrn so oft schon nach Grünberg gebracht hatten, fühlten bald, daß sie jetzt einem andern Herrn zu Gebothe standen. So geschwind indessen, unter beständigem Treiben, der Wagen fortrollte, so gieng es dem Lieutenant doch immer noch zu langsam; er schallt auf Kutscher und Pferde und bog sich alle Minuten aus dem Schlage, um zu sehen, wie weit es noch bis zum Städtchen wäre.

Die Frau von Zögerndorf hatte den Wagen noch lange nicht vermuthet, als er schon vor der Thüre hielt. Noch war sie mit ihren Töchtern in voller Beschäftigung, alles in Ordnung zu bringen, da sie einige Tage abwesend seyn wollte, als der Lieutenant von

Offenherz hereintrat. Sie konnte ihre Unzufriedenheit über seine Erscheinung nicht ganz verbergen, und nur sein ungezwungener Anstand, sein edles und gefälliges Betragen verminderten sie zum Theil.

Charlotte fühlte nicht Unwillen, aber so etwas, das der Schaam ähnlich war; seine Gegenwart war ihr lieb und dennoch war es ihr, als ob sie ihr nicht lieb seyn dürfte.

Nur vier Tage blieb die Frau von Zögerndorf in Zwetschenthal; und diese waren freylich, besonders für den Lieutenant zu bald verflossen. Großek bath, den Aufenthalt zu verlängern und Offenherz bath nur um einen Tag noch; allein die Zögerndorf schützte dringende Arbeit vor und beharrte auf ihrem Vorsatze. „Wir haben viel Vergnügen genossen,“ sagte sie, „und warum sollt' ich das Vergnügen noch länger zu genießen abgeneigt seyn, wenn mich und meine Kinder nicht wichtigere Pflichten abriefen. Unsere Lage fordert, daß wir nur durch Arbeit uns unser

Leben

Leben gemächlich machen können. Durch sie finden wir alle Unterstützung, und wollten wir sie versäumen, so würden uns bald empfindliche Folgen für die Nachlässigkeit bestrafen. Selbst die Achtung, meine Herren, die Sie uns bisher erwiesen, müßte leiden, wenn wir bey dem Genusse des Vergnügens die Zukunft vergessen wollten.“

Lieutenant. Aber einmahl, gnädige Frau, Ihren Freunden eine Bitte zugestehen!

Fr. v. Zögerndorf. Lieber Offenherz, wahre Freunde hören auf Gründe und bitten nicht gegen Pflicht. Seiner erkannten Pflicht gemäß leben, ist Beförderung seiner Glückseligkeit. Hat man sich einmahl etwas gegen seine Pflicht erlaubt, so erlaubt man es sich das zweytemahl schon leichter, und nach dem dritten und viertenmahle fallen alle Bedenklichkeiten weg.

Lieutenant. Aber so strenge, gnädige Frau —

Fr. v. Zögerndorf. Das ist nicht Strenge zu nennen, wovon unsere Gemüthsruhe abhängt. Nicht Zwang muß uns nöthigen, unsere Pflicht zu thun, sondern die Erkenntniß des wichtigen Einflusses auf unsere Glückseligkeit. Haben wir einmahl den guten Erfolg der Ausübung einer Pflicht erkannt, so werden wir sie ohne Anstrengung des guten Erfolgs wegen ausüben, von welchem wir die Ueberzeugung haben. Anstrengung wird erfordert, um diese Erkenntniß zu erlangen, nicht aber zur Ausübung.

Endlich hielt der Lieutenant von Offenherz um die Erlaubniß an, daß er sie begleiten dürfe.

Fr. v. Zögerndorf. Nicht mit willigem Herzen gesteh' ich sie Ihnen zu, mein Herr Lieutenant; vielmehr bekenne ich frey, so sehr Sie auch auf meine Achtung Anspruch machen können, daß es mir weit lieber ist, wenn Sie uns allein reisen lassen. — Sie werden roth Herr Lieutenant? wenn die Röthe

the von Unwillen herrühren sollte, so muß ich die Ehre haben, Ihnen zu sagen, daß Sie in diesem Augenblicke ihre billige Denkungsart vergessen. Ich bin eine arme Wittwe und habe zwo Töchter. Leider ist es bey sehr vielen jungen Herren Offiziers eine Modedenkart geworden, daß sie gegen arme Mädchen nicht nur unbehutsamer, sondern auch ganz ohne edle Achtung handeln; und gemeinhin schreibt man diese Denkart allen Offizieren zu. Sie und viele edle Herren Ihres gleichen, die wahres Ehrgefühl besitzen, verabscheuen diese Modedenkart; allein im Menschenleben sind mancherley Verhältnisse, da der Unschuldige mit dem Schuldigen leiden muß, wenn er diesem im Aeußern nur einigermaßen ähnlich sieht. In unsrer kleinen Stadt — als lehrbegieriger junger Mann, der vielen Beobachtungsgeist verräth, werden Sie das Gepräge kleiner Städte kennen, und werden Sich nicht wundern, wenn man Sie bloß nach ihrem Rocke beurtheilt. So lange ich Wittwe bin,

habe ich mir solche Besuche verbethen, weil meine Ehre dabey gewann, und weil ich es für billig halte, auch einem Vorurtheile nachzugeben, wenn man dabey gewinnt.

So richtig und wahr der Lieutenant von Offenherz alles nannte, was die Frau von Zögerndorf sagte, und so wenig er widersprach, so wenig konnte er es auch verbergen, wie viel ihm an der Begleitung gelegen war; und die Frau von Zögerndorf mußte ihm endlich die Erlaubniß zugestehen. Jetzt fuhr ihm der Kutscher viel zu geschwind, und er hätte gewünscht, daß der Weg noch dreymahl so lang gewesen wäre.

Bey'm Abschiede bath er die Frau von Zögerndorf, daß sie doch bey ihm eine Ausnahme machen und ihm die Erlaubniß zugestehen möchte, daß er bisweilen seine Aufwartung machen dürfe.

„Mit dem Herrn von Großek,“ fragte die Frau von Zögerndorf?

v. Of=

v. Offenherz. Nicht auch allein, gnädige Frau?

Fr. v. Zögerndorf. Sie wissen meine Denkungsart auf diesen Fall!

v. Offenherz. Und diese leidet auch nicht die geringste Abänderung? nur auf eine kurze Zeit?

Fr. v. Zögerndorf. Nein mein Herr Lieutenant! nicht die geringste Abänderung! auch nicht auf einen Augenblick! Müßte ich nicht befürchten, daß Sie mich in allem Guten, was Sie an mir zu bemerken die Gutheit gehabt haben, für wankelmüthig halten würden, wenn ich in einer Sache, die ich als gut erkannt habe, so leicht abweichen könnte? Und es würde mir sehr leid thun, wenn Sie von der vortheilhaften Meinung, die Sie von mir gefaßt zu haben vorgeben, durch mein Versehen abgehen sollten.

6.

Der Lieutenant von Offenherz kehrte mißvergnügt zurück, war verdrießlich auf die Frau von Zögerndorf, und wußte eine Menge Ursachen anzugeben, warum sie von ihrer strengen Regel abgehen, und bey ihm eine Ausnahme hätte machen sollen.

Der folgende Tag war ihm ziemlich langweilig und die Unterhaltung mit dem Herrn von Großek von Charlotten, ihrer Schwester und ihrer Mutter war nicht hinreichend ihn aufzuheitern. Er durchlief die Zimmer, suchte jeden Ort auf, wo er mit Charlotten gewesen war, und bemühte sich, alles dessen sich zu erinnern, was er mit ihr gesprochen hatte. Und doch war dieser Tag noch der erträglichste; Unruhe, Mißvergnügen, Sehnsucht vermehrten sich mit jeder Stunde; er ward verdrießlich, daß der Herr von Großek gar nicht davon sprach, wenn sie die Familie besuchen wollten, und kaum konnte er seinen Unwillen

len verbergen, wenn sein Pflegevater Charlotten seine künftige Frau nannte.

Fräulein Charlotte war nicht ruhiger. Sie hatte in dem Umgange mit dem Lieutenant von Offenherz ein Vergnügen empfunden, das sie vorher noch nicht gekannt hatte. Ihre Mutter vermißte bald ihre gewöhnliche Heiterkeit, errieth die Ursache, warnte ihre Tochter, und rieth ihr Vorsicht.

Allein die Warnung und der Rath kamen zu spät; Charlotte liebte eben so heftig, als sie geliebt wurde, und Warnung und Rath dienten jetzt zu nichts, als daß sich das sonst offene Herz der Tochter gegen die Mutter verschloß. Leicht hätte die Mutter das ganze Herz der Tochter erforschen können, da sie nie etwas verheimlichet hatte und keine Verstellung kannte, nun aber die Warnung — Charlotte wußte es nicht anders und glaubte, daß man nur vor Fehlern und Verbrechen gewarnt werden könnte, und ihre Mutter warnte sie so ernstlich vor der Liebe; die Liebe erschien

nun in ihren Augen als Fehler oder wohl gar Verbrechen, und Eigenliebe und Schaam verhinderten sie zu gestehen, daß sie sich eines Fehlers oder Verbrechens schuldig gemacht habe. Es ist ein Fehler bey der Erziehung, wenn man durch scharfe Warnungen zu bessern sucht; und schädlich sind die Warnungen vor der Liebe, weil die Empfindung des Liebenden alle Warnungen für falsch erklärt, sobald sie dahin abzielen, die Liebe gefährlich und verabscheuenswerth zu machen.

Liebe steht nicht in des Menschen Willkühr, und so tief ist die menschliche Erkenntnißkraft noch nicht gedrungen: was das eigentlich sey, was die Sehnsucht zweyer Personen, oft so jählings, so dauerhaft, so unauslöschlich und ununterdrückbar erzeugt. Unverkennbar hat die Liebe ihre Wurzel in der thierischen Natur, aber gewiß nur zum Theil; denn sie würde die Festigkeit, die Dauerhaftigkeit und die Unauslöschlichkeit nicht haben, bestände sie nur in Regungen des Fleisches

und Blutes, weil jede Regung der bloß thierischen Natur vorübergehend und von keiner Dauer ist; und wie könnte sie als bloß thierische Regung das Gemüth des Menschen in jeder Empfindung des Edlen und Guten erhöhen? jeder guten Gesinnung, Eigenschaft und Handlung einen besondern Nachdruck geben, und den Menschen gleichsam über sich selbst erheben, wenn ihre Wurzeln nicht auch tief in der Seele lägen? Keine Leidenschaft hat dieses mit der Liebe gemein; sie beweißt die künstliche Verwebung der körperlichen und geistigen Natur.

Xaver und Charlotte sahen sich und fühlten in dem Augenblicke Wohlwollen und Freundschaft gegen einander, die bey der nähern Bekanntschaft und dem freundschaftlichen Umgange bey dem Herrn von Großek in die zärtlichste Liebe übergieng. Charlotte war es nicht gewohnt zurückzuhalten und die Empfindungen ihres Herzens in tönende Worte und klingende Redensarten zu verhüllen; und der

Lieutenant von Offenherz war ein junger wohldenkender Mann, der es sich Ernst seyn ließ, ohne Prahlen und Prunk ein rechtschaffener und edler Mann zu seyn. Sie hatten sich Liebe weder betheuert noch vorgewinselt; aber ihre Reden, ihre Minen, ihre Gebehrden, ihre Handlungen waren völlige Uebereinstimmung und machten jede Liebeserklärung unnöthig.

Von Offenherz drang sich der Frau von Zögerndorf nicht auf, besuchte sie oft, aber nie ohne den Herrn von Großek. Noch einigemahl wurde die Familie nach Zwetschenthal abgeholt; und von Offenherz hätte gewünscht, daß seine Urlaubszeit noch lange gedauert hätte; sie war ihm gar zu geschwind vorübergeeilt. Vor seiner Abreise sagte er zu Fräulein Charlotten:

„Ich reise, Fräulein, und sobald habe ich das Glück nicht, Sie wieder zu sehen;“ Charlotte schlug die Augen nieder und Schaamröthe färbte ihr ganzes Gesicht. „Könnt' ich,“ fuhr er fort, „wenn ich wiederkomme,

Ih=

Ihnen mit meiner Hand zugleich ein Glück anbiethen, das Sie ihres schönen Herzens wegen verdienen! Aber — der arme Soldat! wenn er in seinem Stande das Glück finden soll! — Ich bin Lieutenant und kann die Jahre nicht abzählen, bis ich dahin gelange, daß mir meine Revenüen Gemächlichkeit verschaffen; aber Charlotte! soll ich Sie darum nicht lieben? Weiß das Herz von Einkünften?" Mit der Versicherung einer dauerhaften und unveränderlichen Liebe wurde die letzte Unterredung beschlossen.

Nach der Abreise des Lieutenants überfiel Charlotten eine Traurigkeit, die sie nicht verbergen konnte. Ihre Arbeit, die ihr sonst das größte Vergnügen war, konnte sie nicht zerstreuen; Wehmuth überwältigte sie oft und Thränen rollten aus ihren schönen Augen. Der Frau von Zögerndorf entgieng es nicht, was mit ihrer Tochter vorgieng und fast jeden Tag erfolgten scharfe Verweise, daß sie ihren Rath und ihre Warnung aus der Acht gelassen

sen hätte. Fräulein Charlotte betrübte sich über den Unwillen ihrer Mutter, gab sich alle mögliche Mühe ruhig zu scheinen, so wenig sie es im Grunde war, und es gelang ihr am Ende auch wirklich, die eigentlichen Empfindungen ihres Herzens unter andere Minen und eine andere Sprache zu verbergen.

7.

Herr von Großek setzte unterdessen seine Besuche fleißig fort, und zeigte durch verdoppelte Zärtlichkeit und wiederholte Geschenke, die immer am Werthe stiegen, daß es nicht bloßer Scherz gewesen sey, wenn er Fräulein Charlotten seine künftige Frau genannt hatte. Charlotte gerieth in peinliche Furcht und Angst bey dieser Entdeckung, und die Frau von Zögerndorf war unentschlossen, was sie denken sollte. Die Geschenke waren für bloße Freundschaft zu kostbar und zu ansehnlich, und doch schien es ihr auch wieder unmöglich,

daß der Obrist, nun gegen sechs und sechzig Jahr alt, eine Verbindung mit einem Mädchen von achtzehn Jahren beabsichten sollte.

Bald aber wurden ihr alle Zweifel benommen. Charlottens achtzehnter Geburtstag fiel ein, und der Obrist ließ die Familie nach Zwetschenthal holen, um diesen dort zu feyern. So wie sie anlangten, führte er sie in ein besondres Zimmer, nahm Charlotten bey der Hand, führte sie zu einem Tische, worauf Stoffe, seidne Zeuge, Kostbarkeiten und andere Sachen lagen, hieng ihr ein prächtiges Geschmeide um den Hals, gab ihr eine goldne mit Brillanten besetzte Uhr, und steckt' ihr einen kostbaren Ring an den Finger, mit den Worten: „Liebes Lottchen, bis jetzt bist Du meine zukünftige Frau gewesen, nun aber sollst Du meine wirkliche Frau werden; nimm dieses als Beweis meiner zärtlichen Achtung und Liebe.“ Und indem er sich gegen die Frau von Zögerndorf wandte: „liebe Zögerndorf, ich hoffe, Sie werden nichts gegen

meinen Entschluß haben. Mein Vermögen käme einmahl an lachende Erben, und alle verdienen es nicht, wie mein gutes Lottchen; ich will sie, was zeitliches Vermögen betrift, glücklich machen, und sie wird ihre gute Mutter und ihre Schwester nicht vergessen, so wie ich in meiner Anordnung meine nächsten Verwandten auch nicht vergessen habe."

Die Frau von Zögerndorf erstaunte und wußte anfänglich nicht, was sie sagen sollte. Endlich machte sie verschiedene nachdrückliche Bedenklichkeiten, und besonders wegen des so sehr ungleichen Alters; allein von Großek widerlegte sie, und behauptete, da er zwey Jahre sich selbst Bedenkzeit genommen, und alle Gründe für und wider überlegt hätte, daß diese Ungleichheit hier keine Schwierigkeit und vielweniger Hinderung seyn könnte, da seine reine Absicht wäre: Lottchen so glücklich zu machen, als es ihm möglich wäre. —

Und Charlotte war wie vom Blitze gerührt; sie stand da wie eine Statüe und nur das

starke

starke Wogen ihres Busens war Beweis, daß sie belebt sey. Herr von Großek sagte ihr alle mögliche Zärtlichkeiten, allein sie schien kein Wort zu verstehen und blickte starr vor sich hin. Ihre Mutter bemerkte die heftige Erschütterung, wurde besorgt und brachte sie auf's Kannapee; sie ließ alles geschehen, ohne ein Zeichen des Bewußtseyns von sich zu geben. Herr von Großek schrieb alles das der Ueberraschung zu; allein in dem Herzen der guten Charlotte brach bey dem Antrage eine Leidenschaft in wilde Flammen aus, die alle ihre Kräfte niederdrückten. Nach und nach erholte sie sich zwar in etwas; allein sie schien nicht bey sich selbst zu seyn, sprach wenig, schien tief nachzudenken, und nur selten beantwortete sie eine Frage richtig und bestimmt. Herr von Großek hatte sich schon lange auf den Tag gefreut, hatte sich sehr viel Vergnügen versprochen, und beklagte es nun herzlich, daß er sich Freude und Vergnügen durch die Ueberraschung vernichtet

hätte,

hätte, wodurch er sie hatte vergrößern wollen.

In der That hatte die jähe Ueberraschung und die Art des Antrags einen so heftigen Eindruck auf Charlottens Gemüth gemacht, daß der freye Gebrauch ihrer Sinne dabey litt. Sie handelte wie träumend, und vergaß in dem nehmlichen Augenblicke, was sie gesagt oder gethan hatte. Sie nahm die Zärtlichkeiten des Herrn von Großek an; sie hatte keine Kraft zu widerstreben, beantwortete aber auch eben so wenig nur die geringste. Ihre Reden waren abgebrochen, unzusammenhängend und unverständlich.

Die Frau von Zögerndorf betrübte sich über den Zustand ihrer Tochter; sie erkannte ihn für Zerrüttung der Sinne und leitete diese aus der verheimlichten Liebe gegen den Lieutenant von Offenherz; allein sie wagte es doch nicht dem Herrn von Großek diese Vermuthung zu entdecken, da er den Zustand ihrer

Tochter nicht auf gleiche Weise anzusehen schien.

Die Vermählung wurde festgesetzt, und der Obrist meldete die Zeit dem Lieutenant, und bath ihn, wenn er es möglich machen könnte, daß er sich in Zwetschenthal einfinden und an seiner Freude Theil nehmen möchte.

Der Eindruck, den diese Einladung auf den Lieutenant von Offenherz machte, ist unmöglich zu beschreiben. Unentschlossenheit konnte ihm in keinem Falle zur Last gelegt werden, allein hier! — sein Wohlthäter, sein Pflegevater wollte ihm das Mädchen rauben, von dessen Besitze seine ganze Glückseligkeit abhieng. Der möglichst entschlossene Mann würde sich in keinem bessern Zustande befunden haben, als sich von Offenherz bey der Nachricht befand.

Nach und nach aber sammlete er sich wieder; er gieng sogleich aus und bath seinen Obristen um Urlaub auf einen Monat, weil

ihn

ihn sein Pflegevater, der Herr von Großek, in gewissen Angelegenheiten, die sein künftiges besseres Glück beträfen, zu sprechen wünschte. Die angegebene Ursache bewog den Obristen, der ihn schätzte, ohne Umstände einzuwilligen, und der Lieutenant machte sich in aller Eile reisefertig und schrieb an den Herrn von Großek:

Hochwohlgebohrner Herr!
Gnädiger Herr!

Sie werden gegenwärtiges Schreiben vielleicht nur um einen Tag eher erhalten, als ich in Lilienstadt eintreffen werde. Voriges Jahr hielt ich es für Scherz, da Sie die Fräulein Charlotte von Zögerndorf mir als Ihre künftige Gemahlinn vorstellten und noch jetzt bin ich geneigt, die Einladung zur Vermählungsfeyer für Scherz zu halten, weil ich eine Vermählung zwischen einem sechs und sechzigjährigen Greise und einem jungen Mädchen von achtzehn Jahren

ren für die möglichst größte Thorheit halte, und weil ich einem so verehrungswürdigen Greise, wie Sie mein Herr von Großek, auf keinen Fall eine Thorheit von solcher Wichtigkeit zutrauen kann. Indessen, da die Schwäche des Alters vieles möglich macht, und viele Beyspiele das Sprichwort, welches Greise und Kinder in eine Klasse setzt, bewahrheiten, so erlauben Sie mir, gnädiger Herr, daß ich Ihnen sage, in Gelassenheit, ohne Schwärmerey, mit aller Fassung und Ueberlegung, daß ich Fräulein Charlotte von Zögerndorf liebe, daß ich wieder geliebt werde, daß von ihrem Besitze meine ganze Glückseligkeit abhängt, und daß ich sie mit Blut und Leben erkaufen werde. Nennen Sie es nicht Unredlichkeit, gnädiger Herr, daß ich Ihnen im vorigen Jahre, wie ich die Gnade hatte, bey Ihnen zu seyn, meine Liebe nicht entdeckt habe. Ich hielt es für Thorheit als Unterlieutenant auf eine Vermählung

lung mit einem achtzehnjährigen Mädchen zu denken; einige Jahre ändern viel, dachte ich, der Unterlieutenant wird Oberlieutenant und das Mädchen bildet sich zur vernünftigen Frau und zur guten Wirthschafterinn aus, und nun kommen zween Leute zusammen, die gleich weit von der Kinderey entfernt sind. Halten Sie es auch nicht für Undankbarkeit, daß ich jetzt die Sprache meines Herzens rede, und mein Gefühl zum Schutz meiner Liebe handeln lasse. Im Fall nun Ihre Vermählung der Angabe nach ihre Richtigkeit haben sollte, so verlangt mein Herz, daß ich mich einem Raube widersetzen soll, und mein Gefühl erkennt kein Ansehen der Person und achtet Blut und Leben für nichts.

In Lilienstadt will ich Ihre Antwort erwarten; entweder: ich werde erfahren, daß Sie, gnädiger Herr, im vorigen Jahre meine Liebe bemerkt haben und mir eine kleine Unruhe, mich auf die Probe

zu

zu stellen, gemacht haben; oder; Sie werden mir die Beharrung auf Ihrer Thorheit melden und mir Zeit, Ort und Waffen bestimmen, wenn, wo und womit ich einen Räuber meines kostbarsten Gutes, zur Rechenschaft ziehen soll; oder ich werde hören, daß es eben noch Zeit war, sich zu besinnen und von einer Thorheit abzustehen, die Sie auszuführen wirklich im Begriff standen. Auf jeden Fall aber können Sie, gnädiger Herr, als rechtschaffener und wohldenkender Mann, mein Verfahren nicht mißbilligen, da ich nach Grundsätzen handle, die Sie mir von jeher eingeprägt haben. Ich bin übrigens mit der vollkommensten Hochachtung

Xaver v. Offenherz.

8.

Herr von Großek freute sich, wie er an der Aufschrift des Briefes seines Xavers Hand

erkannte. Es war schon etwas dunkel und außerdem versagten ihm seine Augen die vorigen Dienste. Die Frau von Zögerndorf war allein bey ihm.

„Haben Sie die Gewogenheit," sagt' er zu ihr, „und lesen Sie mir den Brief von meinem Xaver vor; ich kann es immer nicht zeitig genug erfahren, was mir das brave Menschenkind zu sagen hat; er wird wohl um Reisekosten schreiben."

Ungern und doch auch gern nahm die Frau von Zögerndorf den Brief; sie war neugierig, den Inhalt zu wissen, und doch scheute sie sich auch, wenn etwa der Lieutenant aus Liebe zu ihrer Tochter die schuldige Achtung vergessen möchte. Mit flüchtigen Augen überlief sie den Brief, und wie sie schon in der fünften Zeile den Nahmen ihrer Tochter fand, so gab sie ihn mit der Entschuldigung zurück, daß es auch ihr zum Lesen schon zu dunkel sey. Sie kam aber damit nicht los; der Obrist ließ Licht bringen und beharrte darauf, daß sie

ihn vorlesen sollte. Das Licht kam; sie fieng an laut zu lesen.

„Das ist sein gewöhnlicher Styl nicht," fiel Herr von Großek ein, „er muß bey keiner guten Laune gewesen seyn."

Frau von Zögerndorf. Und das folgende, mein Herr Obrist, möchte wohl noch weniger sein gewöhnlicher Styl seyn; wenn Sie erlauben, so werde ich nicht weiter lesen.

v. Großek. Und wie so? Ist der Knabe ungezogen? Seiner Einbildung nach war er vielleicht mein einziger Erbe und nun, da ihn seine Einbildung trügt, vergißt er die schuldige Dankbarkeit für alle Wohlthat, die ich ihm erwiesen habe. Ich bitte liebe Zögerndorf, lesen Sie nur weiter; es ist nicht das erstemahl, daß ich mich in Personen irre und besonders in meinen Anverwandten. Aber Xaver, wenn ich mich in Dir geirrt haben sollte. Lesen Sie, ich bitte!

Fr. v. Zögerndorf. Sprechen Sie mich von diesem Geschäfte frey, mein Herr Obrist, wenn ich unterthänig bitten darf!

„Nun so will ich's denn lesen," sagte Herr von Großek, gieng hin und holte seine Brille. Er setzte sich wieder und las vor sich, legte den Brief hin und las wieder; er stampfte mit dem Fuße, warf den Brief hin, nahm ihn, und las von neuem; er sprang auf, lief in der Stube hin und her, und kam und setzte sich wieder und las. Zuletzt warf er den Brief auf die Erde, trat ihn mit Füßen und gieng schweigend auf und nieder. Endlich sagte er mit verbissenem Zorn: „Frau von Zögerndorf, es ist freylich schon spät, aber doch nicht schon so spät, daß Sie nicht immer noch nach Hause kommen könnten; ich werde sogleich anspannen lassen!"

Fr. v. Zögerndorf. Gnädiger Herr!

v. Großek. Ich habe mich noch immer in den Personen geirrt, denen ich am liebsten Gutes gethan habe. Was ich Ihrer Fräu=

lein

lein Tochter geschenkt habe, habe ich ihr geschenkt und habe keinen Anspruch mehr darauf. Erinnern Sie dieselbe aber, so oft sie ein Stück davon anlegt, daß es ein Andenken von einem alten — tief gekränkten Manne sey.

Fr. v. Zögerndorf. Mein Herr von Großek Sie reden von Irrthum. Es ist die Frage, wer sich von uns beiden am meisten geirrt hat, Sie oder ich? oder vielmehr wer sich jetzt noch am meisten irrt? Was der Herr Lieutenant geschrieben haben mag, kann ich nicht sagen, daß Sie aber mich ungehört verdammen wollen, beweißt, daß Sie nicht unbefangen genug sind, hier die Person des Richters zu vertreten. Ich bin beleidiget; ich werde mich aber nie vertheidigen; Sie selbst sollen mich noch vertheidigen. Haben Sie die Gewogenheit und geben Sie Befehl, daß wir nach Hause gefahren werden; ich würde darum nicht bitten, wenn es nicht Abend wäre, daß wir gehen könnten.

v. Großek. Sie trotzen noch, Frau!

Fr. v. Zögerndorf. Wenn Sie das Trotz nennen wollen, wenn man bey der gerechtesten Sache nicht kriechende Nachgiebigkeit zeigt. Ich bin der beleidigte Theil, und ich würde es für unverzeihliche Schwachheit halten, wenn ich nachgeben könnte.

v. Großek. Ich will Sie nach Lilienstadt bringen lassen, nach dem Briefe langt morgen der Lieutenant dort an; er hat sich zu Ihrem Beschützer aufgeworfen und wenn Sie wollen, so kann ich Ihnen mit einem Empfehlungsschreiben dienen.

Fr. v. Zögerndorf. Ich gehe zu meinen Kindern, gnädiger Herr; wenn der Wagen in Bereitschaft ist, werd' ich es schon vom Bedienten erfahren.

Ohne weitere Empfehlung verließ die Frau von Zögerndorf den Obristen und gieng zu ihren Töchtern auf's Zimmer.

„Wir

„Wir werden gleich abreisen," sagte sie zerstöhrt; „bringt Eure Geräthschaften so geschwind als möglich in Ordnung."

Charlotte (erschrickt.) Abreisen? Zur Hochzeit schon?

Fr. v. Zögerndorf. Nein, mein Kind, wieder nach unserm Städtchen! Wir werden unsere vorige Ruhe wieder finden und eure Mutter wird sorgen, daß sie nicht wieder gestöhrt wird.

Charlotte schien das nicht zu verstehen; sie setzte sich wieder an's Fenster und überließ sich ihren Gedanken. Die Frau von Zögerndorf packte ihren Koffer und Fräulein Julie fragte vergebens nach der Ursache der unvermutheten Abreise. Der Wagen fuhr vor; Herr von Großek ließ sich nicht sehen und die Frau von Zögerndorf verlangte ihn nicht zu sehen. Fräulein Charlotte folgte in den Wagen, ohne ein Wort zu reden, Fräulein Julie wurde zum Stillschweigen verwiesen, und so

fuhren sie ab und kamen gegen Mitternacht zu Hause an.

9.

Von Grozek war außerordentlich aufgebracht; er glaubte in der ersten Hitze, die Frau von Zögerndorf habe das Liebesverständniß ihrer Tochter mit dem Lieutenant unterstützt, und jetzt bloß verschwiegen, weil sie die Verbindung mit ihm weit vortheilhafter gehalten habe. Nun war ihm Charlottens tiefsinniges und schwermüthiges Betragen auf einmahl aufgeklärt; sie liebte den Lieutenant und auf ihrer Mutter Veranlassung hatte sie gegen die Verbindung mit ihm keine Einwendungen machen dürfen. Die Tochter und der Lieutenant wurden für schuldlos und nur die Mutter allein für schuldig erklärt, und darum sagt' er im Zorn zu ihr, daß sie noch diesen Abend abreisen möchte.

Der sehr gesetzte Mann, der Mann, der wahre Seelengröße besitzt, kann Fehlschlüsse ma=

machen und Fehler begehen, wenn ihn leidenschaftliche Aufwallung übereilt. Er belehrt sich aber bald selbst eines andern, wenn sich die Aufwallung gelegt hat, und er gehört dann unter die seltnen edlen Menschen, wenn er seinen Fehlschluß oder Fehler bekennt, und zu verbessern sucht, was er Unrecht gethan hat. Das Bekenntniß aber ist sehr schwer, weit schwerer, als Entschädigung und Verbesserung, weil die Eigenliebe gern fehlerfrey seyn will. Freylich giebt es auch groß seyn wollende Leute, und die in weit größerer Anzahl, die uns andern Menschenkindern, auf die sie herabzusehen meinen, weil sie Geburt, Zufall oder ein sonstiges Geschick auf einen höhern Posten gestellt hat, alle ihre Fehler als Tugenden anpreisen und uns überreden wollen, daß das der Stand oder Gott weiß was! so mit sich bringe.

Herr von Großek fand am andern Morgen den Brief vom Lieutenant von Offenherz noch auf der Erde liegen. Er hob ihn auf und

las ihn noch einmahl. Er war mürrisch und unzufrieden mit sich selbst und ohne eigentlich zu wissen warum? gieng er in das Zimmer, welches die Zögerndorf bewohnt, und fand alle Geschenke, die er Charlotten gegeben hatte. „Ich habe die Frau beleidigt,“ sagt' er bey sich im Herausgehen, „und ich weiß nicht, wie ich sie habe des jungen Menschen unüberlegten Vorwitz entgelten lassen können! Scheint es doch, als hätte ich mich Vorliebe für ihn leiten lassen!“

Er kam auf sein Zimmer und der Brief war wieder in seinen Händen. „Der junge Mensch will Antwort haben,“ sagt' er, „und was soll ich ihm antworten?“ Er gieng hinunter in die Pferdeställe, kam wieder herauf, gieng aus einer Stube in die andre, war verdrießlich über alles, selbst über seine eigenen Gedanken, nannte seinen Heirathsgedanken Thorheit und schalt sich einen alten Narren.

Am folgenden Morgen ganz frühe, noch eh' er aufgestanden war, war auch schon ein Bote von Lilienstadt da, der einen zweyten Brief vom Lieutenant von Offenherz überbrachte. Er schrieb:

Gnädiger Herr!

Es könnte möglich seyn, daß Sie meinen Brief erst gestern erhalten hätten, welches aber nach dem Postlauf fast nicht zu vermuthen steht. Ein inneres Vorgefühl widerspricht dem Gedanken, daß Sie den Foderungen eines Menschen, an dem Sie sich, eigner Aussage zu Folge, Ehre erzogen haben, kein Genüge leisten wollten. Was ich geschrieben habe, billiget mein Ehrgefühl im höchsten Grade und da ich dieses Ihnen zu verdanken habe, so sollte ich glauben, daß es auch Ihren Beyfall erhalten würde. Ich bin

von Offenherz.

„Sol-

„Solche Unruhe, solchen Verdruß, solchen Zwist habe ich mir selbst aufgeladen," sagte der Obrist verdrießlich und gab Befehl, daß der Wagen angespannt werden sollte. Man sagte ihm, daß der Bote auf Antwort warte; „man lasse ihn seine Straße gehen," sagt' er unwillig, „der Lieutenant kann selbst herkommen und sich die Antwort holen."

Der Obrist fuhr nach Grünberg und wollte die Frau von Zögerndorf sprechen. Er ließ sich melden und ward nicht angenommen. Er schickte ein Billet hin, bath um Verzeihung seines übereilten Verfahrens und versicherte, daß er in der Absicht hier sey, alles nach seinem besten Vermögen zu aller Zufriedenheit auszugleichen; und er erhielt das Billet unerbrochen zurück. Er gieng selbst hin, und man sagte ihm an der Hausthüre, die Frau von Zögerndorf sey ausgegangen.

Von Großek wurde äußerst ungeduldig; eine solche Demüthigung glaubte er nicht verdient zu haben, ließ seinen Kutscher wieder

anspannen und fuhr nach Lilienstadt. Es war schon gegen den Abend, als er im Gasthofe zum weißen Bär abstieg und nach dem Lieutenant von Offenherz fragte. „Er ist diesen Nachmittag gegen drey Uhr abgereist," war die Antwort. „Nun so werd' ich in meinem Alter wohl noch zum Abentheurer," sagt' er ganz verdrießlich.

So wie der Lieutenant von Offenherz die Nachricht von dem Boten erfuhr, daß er sich die Antwort in Zwetschenthal selbst holen sollte, so machte er sich sogleich auf den Weg und sein Erstaunen war nicht gering, als er dort spät anlangte und erfuhr, daß der Herr von Großek schon diesen Vormittag nach Grünberg zur Frau von Zögerndorf gefahren sey, und nun, allem Anscheine nach, auch diese Nacht nicht wieder zurückkommen würde. Sein erster Gedanke war: daß er Fräulein Charlotten abgeholt und seine Reise, wer weiß wohin? fortgesetzt haben würde. Er setzte sich also ohne Verzug wieder zu Pferde,

kam nach Mitternacht in Grünberg an und erkundigte sich sogleich nach dem Herrn von Großek und nach der Familie von Zögerndorf. Von der letztern konnte man ihm nichts sagen, aber der erstere war hier gewesen und bald nach Tische wieder abgereißt. Von Offenherz wurde ungeduldig, als man ihm nicht sagen konnte: ob von Zögerndorfs Niemand mit gefahren sey.

Sobald es Tag war und sich Menschen auf der Gasse blicken ließen, mußte sein Bediente fort, um auszukundschaften, wohin der Obrist seinen Weg genommen? und ob er Frauenzimmer bey sich gehabt habe? Der Bediente kam wieder mit der Nachricht, daß von Großek die Straße nach Lilienstadt gefahren und ganz allein in seinem Wagen gewesen sey.

Diese Nachricht beruhigte den Lieutenant in sofern, daß er nun nicht mehr glaubte, der Obrist habe ihm Charlotten entführt. Er schrieb an die Frau von Zögerndorf:

Gnädige Frau!

Ich würde persönlich meine Aufwartung machen, wenn mir Ihre Delikatesse in diesem Punkte nicht bekannt wäre. Der Herr von Großek hat mich zu seiner Vermählungsfeyer eingeladen: ich bin weit früher gekommen, um ihn, wenn nicht anders, mit Gewalt von einer Thorheit abzuhalten und sollt' ich mein Leben darüber verbluten. Charlotte ist mein! ich liebe sie und sie liebt mich, und nur mein Tod soll mich von ihr trennen. Verzeihen Sie gnädige Frau, das ich das sage, ohne daß ich Ihre Erlaubniß dazu erhalten habe. Wenn ein Unterlieutenant um Ihre achtzehnjährige Fräulein Tochter geworben hätte, war es eben eine so große Thorheit, als wenn sich jetzt ein sechs und sechzigjähriger Greis mit ihr vermählen will. Ich hatte voriges Jahr Ueberlegung genug und habe sie noch, eine Verbindung mit Ihrer liebenswürdigen Fräulein Tochter

bis

bis zu reifern, und zur Bestreitung der Lebensbedürfnisse günstigern Jahren zu verschieben und dann um Ihre gnädige Erlaubniß anzusuchen; allein, bis dahin will ich mir auch nicht ein Gut rauben lassen, von welchem meine ganze Glückseligkeit abhängt. Ich weiß nicht wie vielen Antheil Sie an der Einwilligung zu der Vermählung Ihrer Fräulein Tochter mit dem Herrn von Großek haben; aber dafür bürge ich mit meinem Leben, daß Charlottens Herz keinen Antheil daran hat. Meine Sache habe ich bloß mit dem Herrn von Großek abzuthun; ich habe ihn in Lilienstadt erwartet oder an einem andern Orte, den er bestimmen konnte; er hat mich nach Zwetschenthal beschieden, und wie ich hinkomme, so sagt man mir, er sey in Grünberg; ich bin nun hier und er ist wieder fort. Wie das zusammenhängt, weiß ich nicht. Ich gehe nun wieder nach Zwetschenthal und kann ich ihn dort nicht

er=

erwarten, so werde ich ihn aufsuchen und gewiß auch noch finden. Ich empfehle mich Ihnen meine gnädige Frau und Ihren Fräulein Töchtern zu gnädigem Andenken und bin mit der vollkommensten Hochachtung

Xaver von Offenherz.

Der Lieutenant ließ den Brief bestellen, ritt nun wieder nach Zwetschenthal und beschloß, diesen Tag dort abzuwarten.

10.

Die Frau von Zögerndorf war unwillig auf Julien, wie sie ihr den Brief übergab; sie hatte ihn nicht abnehmen sollen, weil sie glaubte, er wäre vom Herrn von Großek.

„Das ist er nicht,“ entschuldigte sich die Fräulein; „es ist eine fremde Hand und der Bediente war auch fremd, der mir ihn gab.“

„Und von wem denn?“ fragte Frau von Zögerndorf.

„Von meinem Herrn, gab mir der Bediente auf meine Frage von wem er sey, zur Antwort,“ sagte Julie, „und war eben so geschwind auf seinem Pferde und ritt wieder fort.“

Die Frau von Zögerndorf erbrach unwillig den Brief, sahe nach der Unterschrift und sagte: „eben so viel! er ist vom Lieutenant Offenherz.“ Wie Fräulein Charlotte diesen Nahmen nennen hörte, stieß sie einen lauten Schrey aus.

Fr. v. Zögerndorf. Was ist Dir Charlotte!

Charlotte. O meine Mutter! Wie lange habe ich den Nahmen nicht gehört, den Sie so eben aussprachen. Nennen Sie ihn noch einmahl!

Fr. v. Zögerndorf. Mädchen, ich glaubte, der Nahme wäre dir fremd worden, da Du ihn so lange Zeit nicht erwähnt hast.

Charlotte. Fremd? O gnädige Mama hier! (zeigt auf's Herz) hier ist der Nahme nicht fremd; und seitdem ich es nicht gewagt habe, ihn laut zu sagen, seitdem war es mir auch, als könnte ich gar nicht mehr reden.

Fr. v. Zögerndorf. Du machst mir viel Kummer und Sorge! Mit Noth und Angst habe ich euch erzogen und nun — hebt sie von neuem an.

Die Frau von Zögerndorf las den Brief und gab ihn nachher Charlotten mit den Worten: „es gehe wie es gehe! ich wünsche nur, daß Dich der Brief aufheitern möge! Ich erlaube Dir zu thun was Du willst, nur sprich Deine Mutter frey von Schuld, wenn Dir die Zukunft das nicht seyn möchte, wie Du sie Dir jetzt vorstellst."

Charlotte las; bald aber verhinderten sie die Thränen im Lesen. Es waren die ersten seit dem schwermüthigen Zustande, in den sie an ihrem Geburtstage bey dem Angebinde verfiel. Die Worte des Briefes: „daß Char-

lottens Herz keinen Antheil daran hat," las sie laut, stand auf, sank vor ihrer Mutter auf die Knie und weinte in ihren Schooß.

Fr. v. Zögerndorf. Was willst Du Charlotte?

Charlotte. Mein Herz hat keinen Antheil an der Einwilligung, mich mit — —

Fr. v. Zögerndorf. Und doch hattest Du auch keine Weigerung! nicht einmahl Bedenkzeit verlangtest Du!

Charlotte. Ich weiß ja nicht, was mit mir vorgegangen ist; und jetzt — ist es, als ob ich von einem schweren Traume erwachte.

Fr. v. Zögerndorf. Ich will wünschen, daß alles zu Deiner völligen Beruhigung ablaufen mag! Ich besorge aber, daß sie die Nachricht, die wir erhalten werden, schwerlich befördern wird.

Der Lieutenant von Offenherz war etwa zwo Stunden in Zwetschenthal, als der Herr von Großek angefahren kam. Er gieng ihm

sogleich entgegen und begrüßte ihn, ohne die geringste Verlegenheit zu äußern. Von Großek nahm ihn bey der Hand und gieng mit ihm in's Zimmer.

v. Großek. Ich habe Ihn in Lilienstadt aufgesucht, junger Mensch.

Lieutenant. Ich bitte um Verzeihung, gnädiger Herr, die Antwort des Boten, den ich hieher schickte, beschied mich nach Zwetschenthal.

v. Großek. Und Er kam in der Absicht hieher, mir den Hals zu brechen?

Lieutenant. Wenn ein ähnlicher Gedanke aus meinem Herzen aufsteigen könnte, so wär' ich ein sehr unwürdiger Pflegesohn vom Herrn von Großek.

v. Großek. Ein unwürdiger Pflegesohn! Wenn ich Zeit, Ort und Waffen bestimmen soll, was heißt das anders, als

wir wollen sehen, wer einander den Hals brechen kann!

Lieutenant. Ich bitte unterthänig —

v. Großek. Nun hör' Er, junger Mensch, wenn Er des Muthes so viel hat, so wollen wir ein Faß Pulver kommen lassen und mit einander eine Farth in die Luft unternehmen.

Lieutenant. Verzeihen Sie, Herr von Großek, wenn ich Ihnen sage, daß mir die Sache zu ernsthaft ist, als daß ich darüber scherzen kann. Ich bin hier: um eine deutliche Erklärung und keinen Scherz zu hören. Geht Ihnen das Pulver ab, so bin ich damit versehen, um ein Paar Pistolen mehr zu laden, wenn die entscheiden sollen.

v. Großek. Und Er junger Wagehals kann sich so weit gegen den vergessen, dem Er alles zu danken hat? Was wär' Er ohne mich?

Lieutenant. Vielleicht ein Taugenichts! und wäre der auch jetzt, wenn ich es nur einen Augenblick vergessen könnte, daß ich alles durch Sie bin; allein meine Dankbarkeit hindert nicht, daß ich mich einem Raube widersetze.

v. Großek. Wer raubt Dir etwas, junger Mensch? wer hat es gewußt, daß Du ein Liebesverständniß angegattert hast? warum gab das Mädchen ihre Einwilligung —

Lieutenant. Fräulein Charlotte gab nie ihre Einwilligung, sie ist beredet, gezwungen, hintergangen worden.

v. Großek. Nun so höre, junger Mensch: wie ich von Dir Dein Liebesverständniß erfuhr, habe ich mich ganz zurückgezogen, und habe die Mutter mit sammt ihren Töchtern, die schon bey mir wohnten,

wieder nach Hause geschickt. Ich werde sie nicht mehr sehen und Du — Du bist Dir nun selbst überlassen; ich ziehe meine Hand ganz von Dir ab; erwarte nicht die geringste Unterstützung mehr von mir, wir haben uns nie gekannt! Ist Dir diese Genugthuung hinreichend, so reise wieder Deines Weges, wo nicht, so —

Lieutenant (fällt ihm um den Hals.) Ich bin zufrieden, gnädiger Herr! Entziehen Sie mir alles, nur Charlotten nicht! Ihre Freundschaft, Ihren väterlichen Rath will ich mir doch durch meine Handlungen nach den Grundsätzen, die ich Ihnen verdanke, zu erwerben suchen.

Von Großek konnte seine Thränen nicht mehr verbergen; konnte aber auch nicht reden, so beklommen war ihm um die Brust.

Lieutenant. Was seh' ich, gnädiger Herr!

v. Großek. Laß es dabey bewenden, Xaver! Mein wohlwollendes Herz hätte mich fast zu einer Thorheit verleitet. Untersuche nichts! Aber — ich habe die gute Frau von Zögerndorf hart beleidiget. In der Aufwallung lege ich ihr die Schuld Deines Liebesverständnisses, und unlautere Absichten zur Last, und jage sie aus meinem Hause. Das Alter schützt vor Thorheit nicht! es kränkt mich in der Seele, daß ich an mir diese Erfahrung machen muß. Morgen sollst Du zu ihr hin, und kannst ihr die Nachricht überbringen, wie sehr mich meine Uebereilung kränkt, und die Versicherung geben, daß ich mein Versehen an Dir und Charlotten gut zu machen suchen werde.

Welche Sprache hätte Worte, das Entzücken des Lieutenants zu schildern! Morgen

erst

erst sollte er die Nachricht der Frau von Zögerndorf überbringen? Nein! so wie er sich den Armen seines Pflegevaters entwand, so flog er auf's Pferd und ohne Bedienten eilte er in vollem Jagen nach Grünberg. Er stürzte unangemeldet in's Zimmer der Frau von Zögerndorf, drückte sie an seine Brust, in wenigen Worten erzählte er den ganzen Vorgang, nannte sie Mutter, und bath um Erlaubniß, Charlotten sein zu nennen. Die Frau von Zögerndorf war erschrocken, sie wußte nicht, wie sie sich bey seinem stürmischen Betragen benehmen sollte; und Offenherz wartete nicht länger auf ihre Antwort, drückte Charlotten an seinen Busen, küßte sie, und mit Charlotten sank er vor ihr auf die Knie, und bath um ihren Seegen. Die Frau von Zögerndorf ward gerührt; und nur mit Thränen konnte sie antworten. Sie umarmte beide und: „wie Gott will!" war alles, was sie sagen konnte.

Den folgenden Tag ganz früh kam auch der Obrist an. Er wollte sich bey der Frau von Zögerndorf entschuldigen: allein er fand keine Worte, er stockte — endlich preßte er mit Mühe die Worte heraus: „der ist mein Sohn und Lottchen meine Tochter! ist Euch das genug?“

Noch diesen Tag gieng die ganze Familie wieder nach Zwetschenthal. Der Lieutenant mußte um Verlängerung seines Urlaubs schreiben, und zugleich um seine Entlassung anhalten, weil Großek sobald als möglich seine Kinder bey einander haben wollte. Fräulein Charlotte ward nun wieder das heitere unbefangene Mädchen, und mit jedem Tage brach in ihrem bleichen Gesichte die verlohrne Rosenröthe mit neuer Schönheit hervor.

Nach einem halben Jahre erhielt der Lieutenant seine Dimission; und fast zu gleicher

Zeit

Zeit kam ein landesherrliches Rescript an, das ihn zum Erb- und Lehnfähigen Sohn des Herrn von Großek ernannte. Bald darauf wurde die Vermählung vollzogen; von Großek verjüngte sich in dem Umgange mit seinen Kindern, jeder Tag gewährte ihm neue Freude und neue Belohnung seiner That.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Seidel, Karl August Gottlieb,

Novellen

Bd.: 1

1798

Coburg, Landesbibliothek -- D IV 12

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11941970-1